

2. JAHRGANG, NOVEMBER 2020



2X JÄHRLICH IN OPEN ACCESS

ZEITARBEIT

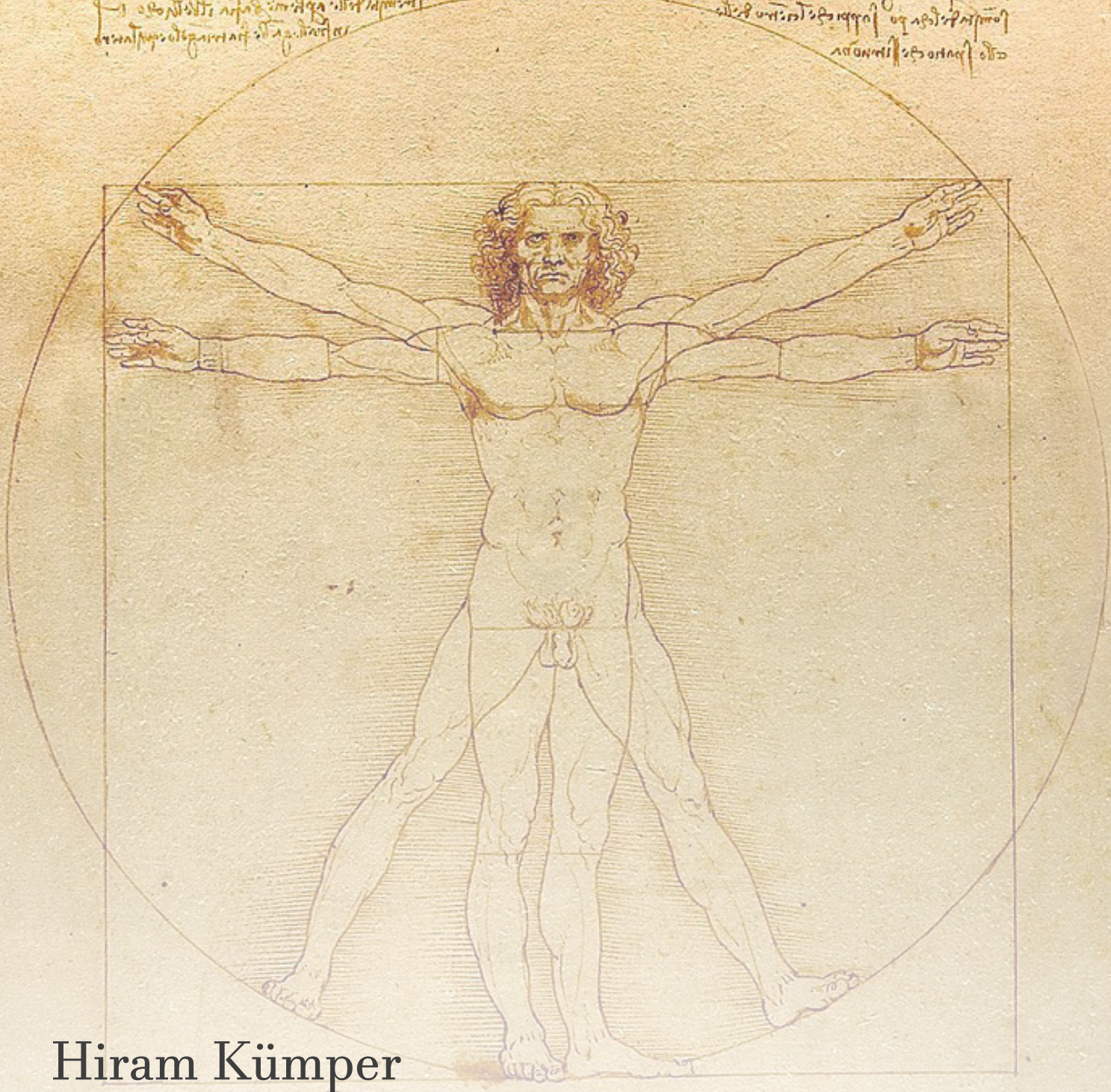
Aus- und Weiterbildungszeitschrift für die Geschichtswissenschaften



2/2020

SPIEGEL: Herr Professor, vor zwei Wochen schien die Welt noch in Ordnung ...
ADORNO: Mir nicht.

Handwritten text in a cursive script, likely a manuscript or a page from a book, located at the top of the page.



Hiram Kümper

NEUES AUS DEM LEONARDO-JAHR

2019 war das große Leonardo-Jahr: zum 500. Mal jährte sich der Todestag des legendären „Universalgenies“, wie er seit einiger Zeit regelmäßig genannt wird. Zu diesem Anlass sind gleich zwei neue Biografien und eine Reihe von Auseinandersetzungen mit seinem Werk erschienen – dem künstlerischen wie dem technischen. Einige davon sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Eine eigentlich ziemlich konventionelle Biografie – das aber im besten Wortsinne – hat der ungefähr zeitgleich mit dem Erscheinen seines Buches emeritierte Augsburger, zuletzt Zürcher Frühneuzeitler **Bernd Roeck** vorgelegt. Er zeigt Leonardo als einen Zeitgenossen der Renaissance, der diese im Verlauf seines Lebens und insbesondere seines Nachlebens immer wieder mit prägen sollte. Besonders angenehm an diesem Buch ist der entspannte Ton. Denn Roeck pflegt weder den Geniekult der Altväter und -mütter noch meint er an jeder Ecke Bilderstürme gegen das etablierte Leonardobild entfachen zu müssen. *Der Mann, der alles wissen wollte* – mit diesem Untertitel charakterisiert er den vielinteressierten, rastlosen Leonardo, dem wohl häufig auch das Sitzfleisch fehlte, ziemlich überzeugend.

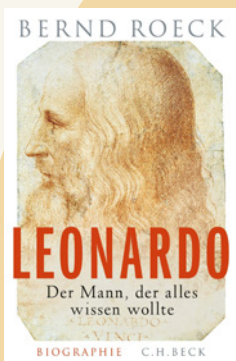
Roeck will „nicht nur berichten, was man weiß, sondern ebenso, was man nicht weiß“ (S. 10).

W a r u m

das manchmal nicht ganz einfach ist, erklärt er gleich zu Anfang in einem konzisen und zugänglichen Kapitel über die breite, aber „über die halbe Welt verstreut[e] ... chaotisch[e]“ Quellenlage (S. 18). Diese Quellen lässt er immer wieder sprechen; daneben zeigt der Endnotenapparat die breite Orientierung des Verfassers in der Leonardoforschung. Dass diese Forschung, mehr noch die Publizistik rund um Leonardo, immer wieder fantasievolle Blüten hervorgebracht hat, wird an geeigneter Stelle ohne umständliche Referate erzählt – zum Beispiel natürlich, wenn es um die Mona Lisa, ihre Identität und ihr viel beschworenes Lächeln geht. Mit Anekdotischem aus dem „Leonardismus“ späterer Zeiten erlaubt Roeck auch der Leserschaft immer wieder selbiges.

Seine Biografie bietet alles, was man über Leonardo wissen und vermuten kann auf aktuellem Stand der Forschung. Das alles locker erzählt in zugänglichem, aber nicht unnötig simplifizierendem Duktus. Als kleines Gim-mick, das eigentlich nichts zur Erkenntnis beiträgt, aber den Claim Roecks, dass man trotz der reichen Quellenlage viele entscheidende Dinge über Leonardo gar nicht weiß, elegant aufgreift, ist der Versuch einer digi-

tal en Rekonstruk-tion seiner



Bernd Roeck, Leonardo. Der Mann, der alles wissen wollte, München: C. H. Beck, 2019. ISBN 978-3-406-73509-7. 429 S., 104 Abb.

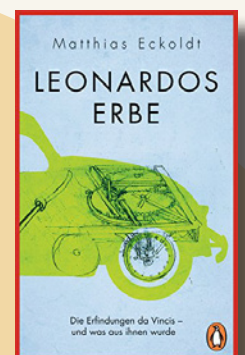


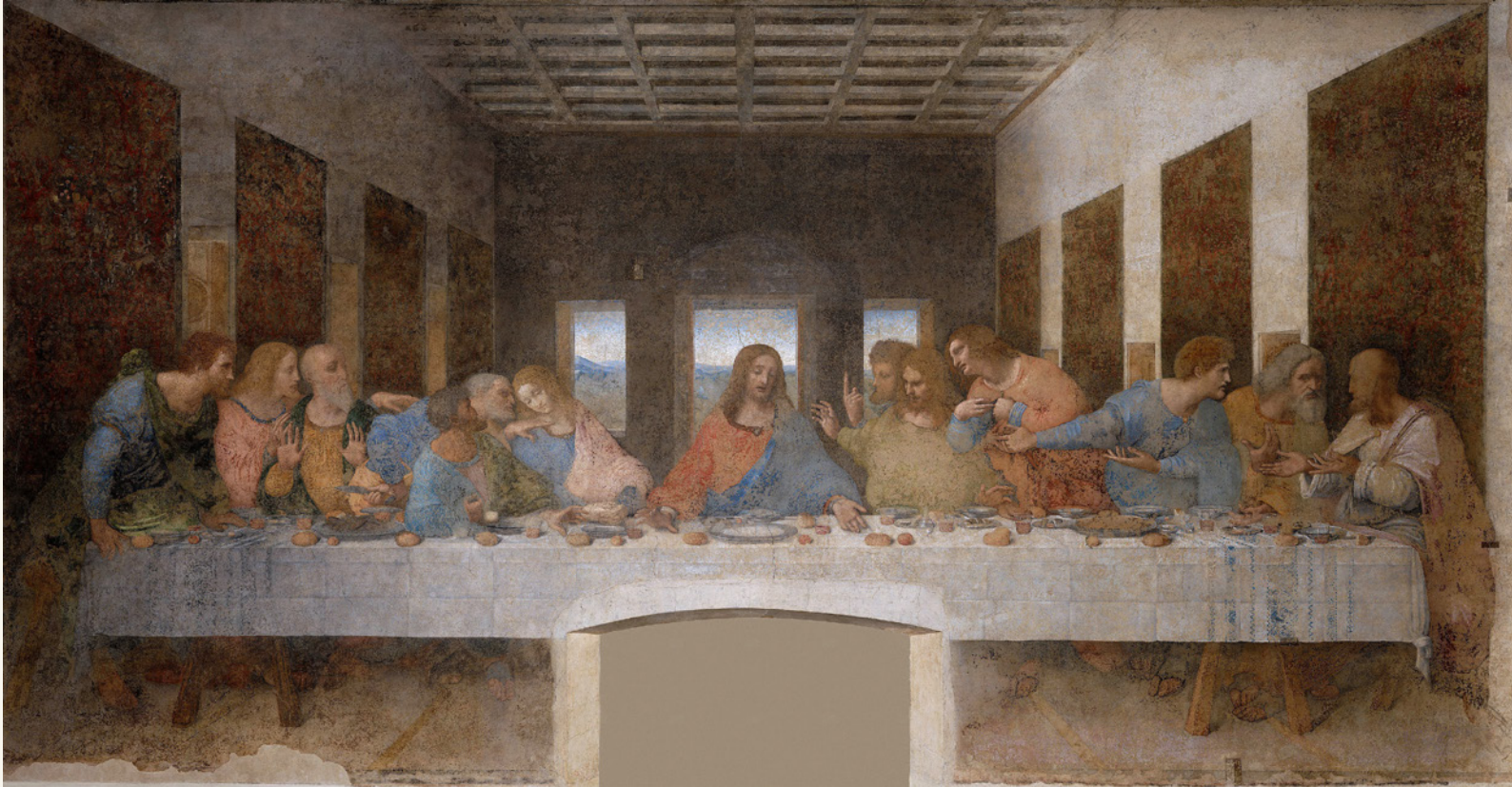
Volker Reinhardt, Leonardo da Vinci. Das Auge der Welt, München: C. H. Beck Verlag, 2018. ISBN 978-3-406-72473-2. 383 S., 111 Abb.

Matthias Eckoldt, Leonardos Erbe. Die Erfindungen da Vincis – und was aus ihnen wurde, München: Penguin Verlag, 2019. ISBN 978-3-328-10328-8. 320 S., 50 Abb.



Marc J. M. van den Broek, Leonardo da Vincis Erfindungsgeister. Eine Spurensuche, Mainz: Nünnerich-Asmus, 2018. ISBN 978-3-961760-45-9. 280 S., 332 Abb.





Leonardo da Vinci, Das Abendmahl, 1494–1498, Santa Maria delle Grazie, Mailand.

Gesichtsformen, die am Forensischen Institut Zürich unternommen wurde und natürlich in der Presse großen Widerhall gefunden hat. Die Forensikerin Grit Schüler erklärt den Weg dorthin im Anhang. Dem Rauschbart, den so viele unmittelbar mit Leonardo verbinden und der natürlich auch den Titel dieser Biografie schmückt, wird hier ein Mann in den Vierzigern entgegengesetzt, der vielleicht auch etwas mehr dem „gutausschenden Mann ...“, der sich gepflegt kleidete, von Sex viel und von Liebe noch mehr verstand, der gern Wein trank, Schnurren erzählte und Zoten zum besten gab“, ähnelt (S. 11) – jenem Leonardo, den Roeck immer wieder in seinem Buch auftreten lässt.

Der Verlag C. H. Beck hat im Leonardo-Jahr das bemerkenswerte Risiko auf sich genommen, mit gleich zwei Biografien an den Start zu gehen, die nur leicht zeitversetzt veröffentlicht worden sind. Etwas vor Roecks Biografie, noch Ende 2018, ist das Leonardo-Buch von **Volker Reinhardt** erschienen. Er greift auf ein Verfahren zurück, dass er in den letzten Jahren in gleich mehreren Biografien kultiviert, ja geradezu perfektioniert hat: es steht immer ein Quellenkonvolut im Mittelpunkt – Briefe, Tagebücher ... hier eben Leonardos Notizen. Die werden ge-

wohnt elegant tiefengelesen, interpretiert, kommentiert. Daneben gelten ihm vor allem die Werke Leonardos selbst als Quellen. Im Mittelpunkt steht der Künstler mit einem brennenden Interesse an der Natur. Nicht umsonst stellt er das Auge als Instrument der Weltsicht in den Titel seiner Biografie.

Auch Reinhardt hält nichts vom althergebrachten Geniekult, hat aber ebenso der mittlerweile selbst schon topisch gewordenen Süffisanz, etwa der Feststellung, Leonardo habe ja nie etwas fertiggestellt, etwas entgegen zu setzen: Er zeigt nämlich, dass das auch unter seinen Kollegen gar nicht ungewöhnlich war. Reinhardts Buch ist gegenüber Roeck deutlich literarischer, verdichtet mehr, überspitzt auch häufig. Als „Hätschelkinder der römischen Intellektuellen-Schickeria“ (S. 282) würde man Raffael und Michelangelo bei Roeck wohl nicht wieder antreffen. Auch wagt sich Reinhardt – ob trotz oder gerade wegen seiner eingehenden Quellenstudien, ist gar nicht einfach zu entscheiden – weiter vor, was die Charaktereinschätzung des berühmten Florentiners angeht. Er sieht in ihm einen Künstler, „der vor allem gegen seine Zeit lebte“ (so der Klappentext). Nicht recht Humanist, nicht recht Alchemist, nicht recht Erfinder, nicht

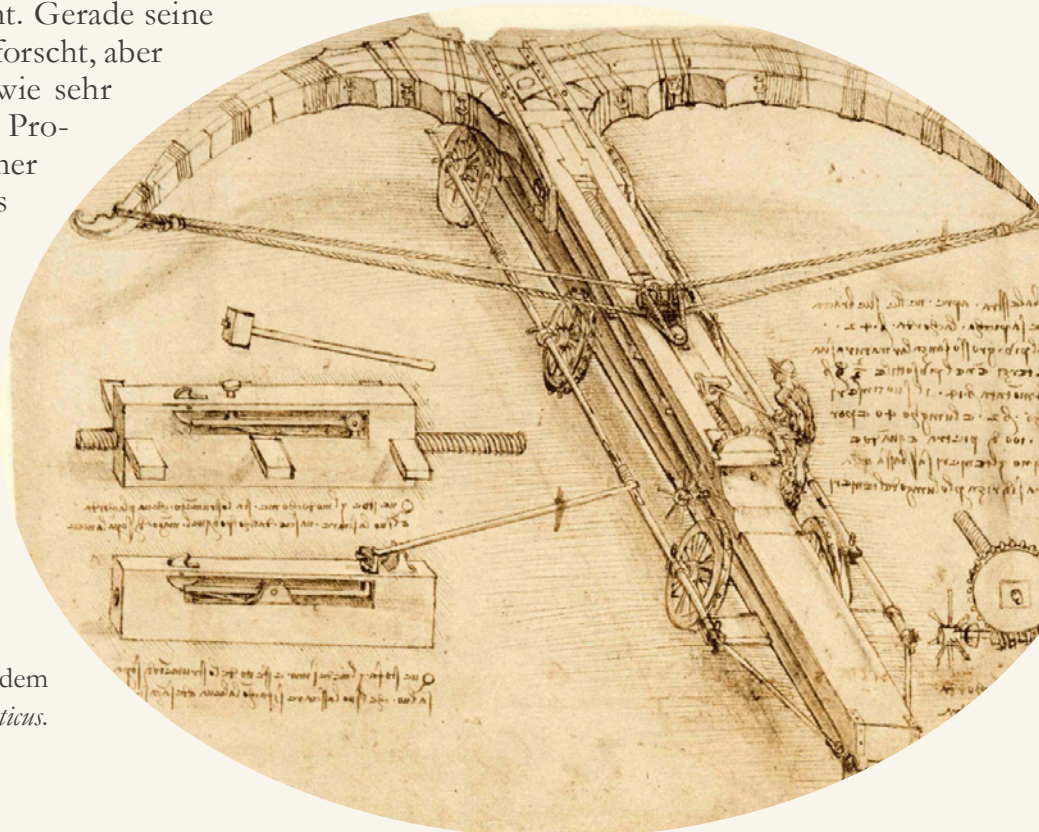
recht Forscher – aber doch von allem irgendwie inspiriert. Und ein bisschen krankend an dieser Zerrissenheit.

Man sieht schon: Beide Biografien haben ihre Berechtigung und ihre individuell spannenden Zugänge. Man dürfte schon auch beide lesen und würde sich wohl kaum dabei langweilen.

Die nächsten beiden Bände besprechen nicht so sehr die Biografie als vielmehr das Werk Leonardos, insbesondere das technische. Ein opulentes Großformat mit zahlreichen qualitativ hochwertigen Abbildungen hat **Marc. J. M. van den Broek** vorgelegt. Sein Grundanliegen ist der Sockelsturz: „Viele tausend Erfindungen werden ihm zugeschrieben ... Kardanische Aufhängungen, Behelfsbrücken und den Kettenantrieb – letzteres ein Vorfahre des modernen Panzers – soll er erstmal erdacht haben. Das bezweifle ich. Ich habe mehr als 100 Erfindungen, die Leonardo da Vinci zugeschrieben werden, untersucht und konnte ältere Prototypen finden.“ – so heißt es in der Einleitung selbstbewusst (S. 11). So ganz neu, wie das hier klingt, ist dieser Befund freilich nicht. Dass Leonardo nicht im luftleeren Raum erfunden hat, ist längst bekannt und anerkannt. Gerade seine antiken Vorbilder sind gut erforscht, aber auch die Zeitgenossen und wie sehr sie sich an ganz ähnlichen Problemen wie der große Italiener abarbeiteten, sind durchaus nicht unbekannt. Der französische Historiker Bertrand Gille (1920–1980) hat schon 1966 in seinen *Engineers of the Renaissance* (MIT-Press) eine Synthese vorgelegt, die vieles vorweg nimmt, was wir hier lesen (und das ist übrigens auch van den

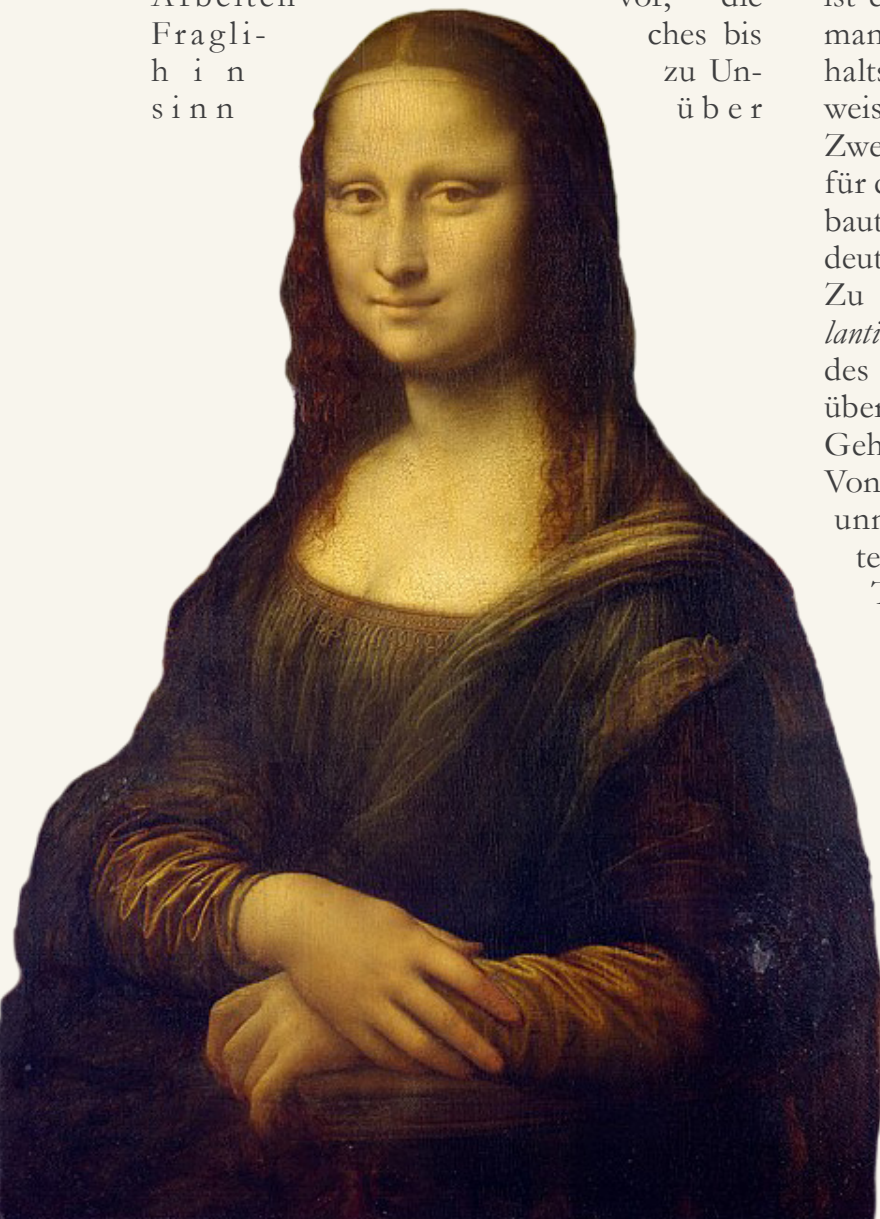
Broek bewusst; vgl. ebd. S. 166). Insofern: Ein kleines bisschen mehr Demut würde diesem Band hier und da ganz gut tun. Aber das nimmt ihm nicht seine große Qualität: er ist wunderbar erzählt und ansprechend umgesetzt. Interessant ist van den Broeks These, Leonardo habe es in besonderer Weise verstanden, seinen Ingenieursgeist mit seinem künstlerischen Talent zu verbinden, habe besser dramatisieren, inszenieren, vielleicht auch hier und da schlicht besser zeichnen können als seine Kollegen. Van den Broek erklärt gut, bebildert überzeugend und stellt viele Parallelen her, insofern ist sein Anliegen überzeugend umgesetzt, wozu nicht zuletzt die ansprechende verlegerische Ausstattung ihr Übriges tut.

Auch der Journalist und Schriftsteller **Matthias Eckoldt** will gegen das „Bild von Leonardo da Vinci als weit aus seiner Zeit herausragender Genius“ anschreiben, das „auf gravierenden Missverständnissen beruhen und eine Legende der Nachgeborenen sein“ könne (S. 13f.). Dass dieses Bild zwar in der öffentlichen Wahrnehmung tatsächlich noch immer weit verbreitet, in der



Leonardo da Vinci, Auszug aus dem *Codex Atlanticus*.

Forschung aber längst verabschiedet ist, verschweigt er beflissentlich. Stattdessen heißt es, dass „Publizisten, Ausstellungsmacher und selbst Wissenschaftler die Mär vom Erfinder Leonardo“ „[m]erkwürdig kritiklos“ übernahmen (S. 17). Hier werden schlechte Publizist*innen, Ausstellungsmacher*innen und Wissenschaftler*innen zur Regel erhoben. Dabei gibt es jede Menge gute – und genau von denen zieht Eckoldt auch seine Weisheiten, die ja nicht er selbst herausgefunden hat. Dass er das nicht getan hat, ist nicht ehrenrührig – und er nennt seine Quellen auch ganz offen in den Endnoten; er plagiiert durchaus nicht. Aber es wäre schon anständig gewesen, auch in der Einleitung auf dieses doch schon ziemlich solide Fundament hinzuweisen, statt sich als einzig Sehender zwischen Blinden zu inszenieren. Denn auch im Text selbst kommen deutlich häufiger Referenzen auf Fernsehdokumentationen oder publizistische Arbeiten vor, die fraglich bis unsinnig sind.



Leonardo öffentlich gemacht haben, während die Namen der Wissenschaftler*innen, deren Erkenntnisse hier reproduziert werden, in den Endnoten bleiben. Das ist einfach keine gute Art.

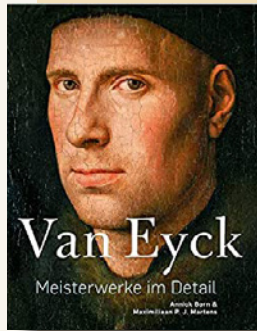
Entlang der vier Kategorien Wasser, Luft, Krieg und Kraft beschreibt Eckoldt jeweils in Unterkapiteln einzelne Maschinenentwürfe aus Leonardos Notizbüchern, kontextualisiert sie, wo möglich, in ihrem Entstehungskontext, zeigt Vergleiche mit zeitgenössischen Maschinen oder mögliche Inspirationen auf, bespricht dann regelmäßig ausführlich, warum diese Maschinen niemals oder nur bedingt haben funktionieren können. Das alles ist anständig aufbereitet und gut geschrieben. Die Einsichten sind nicht neu, aber von einem erfahrenen Journalisten zu Papier gebracht. Das hätte also alles schön und gut sein können und sicher noch einmal ein weiteres Publikum erreicht – oder anders: das wird es sicher. Dagegen ist erst einmal nichts zu sagen. Aber wenn man genau hinschaut, birgt die unterhaltsame, leicht plätschernde Darstellungsweise Eckoldts auch Schief lagen in sich. Zwei Beispiele, die allerdings exemplarisch für die nach sehr vergleichbarem Schema gebauten Einzelkapitel stehen, sollen das verdeutlichen.

Zu den Schnellfeuerwaffen des *Codex Atlanticus* leitet Eckoldt ein mit einem Zitat des Wehrmachtsgenerals Milch, der 1939 über den deutschen Blitzkrieg schrieb, das Geheimnis sei die Schnelligkeit (S. 209). Von der etwas eigenartigen, im Grunde ja unnötigen Referenz auf alte Naziweisheiten einmal abgesehen, geht es dabei um Taktik, nicht um Technik. Die Verbindung zwischen schneller Bewegung und schnellem Schießen ist rein assoziativ und hinkt. Dieses Unterkapitel ist außerdem bezeichnend für die Art, wie Eckoldt die im Untertitel aufgeworfene Frage danach, „was aus (weiter auf S. 225)

Leonardo da Vinci, Mona Lisa, 1503–1506, Louvre, Paris.

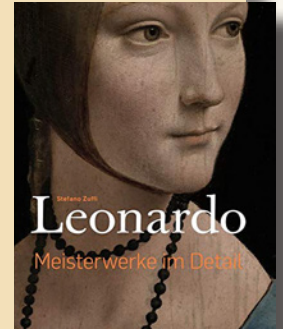
GENAU HINGESCHAUT: MEISTERWERKE IM DETAIL

Neue Literatur |



Annick Born u. Maximiliaan P.J. Marten, Van Eyck. Meisterwerke im Detail, Köln: Verlag Bernd Detsch, 2020. ISBN 978-3-940602-25-1. 256 S., 160 Abb.

Stefano Zuffi, Leonardo: Meisterwerke im Detail, Köln: Verlag Bernd Detsch, 2019. ISBN 978-3-940602-11-4. 224 S., zahlr. Abb.



Zwei Neuerscheinungen, eine davon im Fokus dieser Sammelbesprechung, geben Gelegenheit, eine Reihe vorzustellen, die gerade für Historiker*innen interessant sein dürfte, die ja – ebenso wie der Rezensent – das professionelle „Schauen“ der Kunsthistoriker*innen während des Studiums nicht systematisch lernen und sich also vielfach erst einmal aufs Glotzen verlegen müssen. Hilfe zur Selbsthilfe bieten die großformatigen, ansprechend gestalteten Bände der Reihe *Meisterwerke im Detail*, die im Kölner Verlag Bernd Detsch erscheinen.

Dabei handelt es sich in der Regel um internationale Publikationen, die in gleich mehreren Sprachen für den europäischen Buchmarkt aufgelegt werden und häufig große Ausstellungen oder Jubiläen begleiten. Beides ist der Fall bei den hier vorliegenden neuen Bänden. Der eine behandelt unseren Jubilar Leonardo, der anderen den berühmten flämischen Maler Jan van Eyck (um 1390–1441), dem seine Wahlheimat Brügge Anfang 2020 eine große Ausstellung gewidmet hat, die viel internationale Aufmerksamkeit erregte, leider aber auch zu einem guten Teil dann der Pandemie durch frühzeitige Schließung zum Opfer fiel. Seine „Arnolfini-Hochzeit“, die heute in der National Gallery in London hängt, ist eine Paradestück der „Northern Renaissance“, sein „Genter Altar“, den er vermutlich Bruder Hubert schuf, nicht erst

gemeinsam mit seinem älteren seit dem Hollywood-Blockbuster



Monument Men international bekannt. Die Detailblicke, die das Autorenduo **Born** und **Marten** auf 22 Werke des Flamen werfen, werden in sechs thematischen Bereichen gruppiert: das Göttliche, der Mensch, Natur, Architektur, Alltagsleben, das Haptische. Vorweg informiert ein sehr knappes, aber konzises Kapitel über die Besonderheit, die gleichsam als Grundierung alle diese Themen unterlagern: Realismus und Technik. Denn genau der raffinierte Realismus van Eycks hat schon die Zeitgenossen beeindruckt und fasziniert bis heute. Dazu kommen zahlreiche oft aller kleinste Details, die zu diesem Realismus beitragen, aber auch zum Entdecken einladen. Eine Steilvorlage also für die Reihe – und mit viel Feingefühl umgesetzt von den Autoren. Dazu gibt es hier und da auch kulturhistorische Hintergrundinformationen. Vor allem aber erklären die Detailkommentare immer wieder sehr genau und nachvollziehbar, wie der besondere Realitätsausdruck der van Eyck'schen Tafelbilder erzeugt wird.

Zuffis Leonardo-Band dagegen ist zwar nicht minder schön gearbeitet und zeigt viele kleine, auf den ersten Blick spannende Einblicke. Betrachtet werden dabei nicht nur die lediglich 15 erhaltenen Tafelbilder Leonardos; auch die tausenden von Skizzen und Zeichnungen bezieht Zuffi in seine acht thematischen Querschnitte (Tiere, Kinder, Gesten, Natur, Blicke, Lächeln, Technologie und Anatomie) mit ein. Er huldigt aber auch ziemlich unreflektiert dem traditionellen Leonardo-Kult – mehr als es auch bei einem Publikumsbuch nötig gewesen wäre. Das geht bis in die Kommentierung der Bildausschnitte hinein, die oft beim Loben und beim Rückbezug auf allgemeine künstlerische Prinzipien oder Bonmots des großen Leonardo stehen bleiben, aber nicht eigentlich den Blick schulen. Immer wieder sind sie bloß Ausdruck des Talents oder gar des Genies des mit diesem Band geehrten Künstlers. (HK)



Jan van Eyck, Die Arnolfini-Hochzeit, 1434, National Gallery, London.

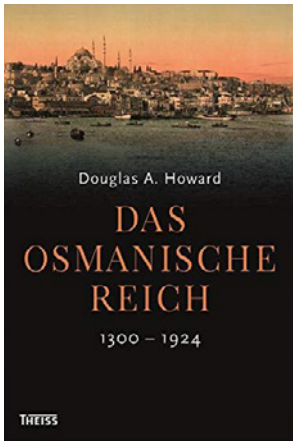
Vorherige Seite: Jan van Eyck, Genter Altar, 1432, Domkirche Sankt Bavo, Gent.

ihnen“, aus Leonardos Erfindungen also „wurde“, beantwortet: Auf die eingehende Schilderung der Probleme, die die Schnellfeuerwaffen Leonardos hatten, kommt ein abrupter Schnitt: „Auch die Erfindung des Maschinengewehrs lässt noch bis weit ins 19. Jahrhundert auf sich warten.“ (S. 214) – und es folgt: eine knappe Geschichte dieser Erfindung und ihrer Implementierung. Was das eine mit dem anderen jenseits der Assoziation zu tun hat, bleibt der Leserin, dem Leser überlassen. Gibt es denn nun Elemente, die Dreyser, Maxim und wie die neuzeitlichen Erfinder alle heißen von Leonardo übernommen haben? Und wenn doch, wie Eckoldt völlig richtig referiert, Leonardo nicht der einzige war, der über solche Schnellfeuerwaffen nachdachte – was war mit diesen anderen? Gibt es wirklich keine Entwicklung der Kleinwaffentechnik in diesem Bereich zwischen Leonardo und dem Ersten Weltkrieg? Man möchte es kaum glauben – und es stimmt natürlich auch nicht. Gerade die Technikgeschichte reißt ja nur selten einfach ab, um dann vierhundert Jahre später neuen Anlauf zu nehmen. Passiert schon mal. Ist aber selten. Genau das suggeriert aber diese Darstellungsweise. Und genau dieser Eklektizismus, der schöne Geschichten in fraglos gut lesbarer Diktion erzählt, ohne sich so recht um den Zusammenhang dieser schönen Einzelbeobachtungen und Erzählungen zu kümmern, ärgert doch gewaltig.

Im Unterkapitel *Die Druckerpresse oder warum Leonardo kein Buch schreibt* etwa wird genau diese (zweifelloso ja spannende) Frage an keiner Stelle beantwortet. Stattdessen gibt es viele Allgemeinplätze über den frühen Buchdruck. Über die Zeichnung einer Druckerpresse im *Codex Atlanticus* erfährt man dann: „Wenn man sich das entsprechende Folio [sic! Und leider öfter mit falschem Kasus.] anschaut, fällt erst einmal die rechts un-

ten kniende oder im Moment aus dem Bild laufenden Madonnenfigur auf.“ (S. 259) Wie man auf die Idee kommt, in dieser Figur eine Madonna zu sehen, bleibt Eckoldt schuldig – und ebenso übrigens den Nachweis, woher seine Weisheit stammt, die „souverän-kühne Strichführung und der prägnant eingefangene Gesichtsausdruck“ spräche für eine Schöpfung Leonardos, die Schraffur dagegen nicht. Dabei hätte man genau das gern nachgelesen, denn sehr plausibel scheint diese Expertise schon dem ungeübten Betrachter (vulgo: dem Rezensenten) nicht, wenn man die kleine Reproduktion betrachtet. Der Gesichtsausdruck erscheint doch für die Zeit als ziemlich konventionell. Da hätte man sich gern eines Besseren belehren lassen, weiß aber nicht, von wem.

Insgesamt dekonstruiert das flott geschriebene Buch manche Legende über den „Erfinder“ Leonardo, indem es bereits existierende Forschung mundgerecht aufarbeitet und durch Anekdotisches würzt. Wie oben schon geschrieben: Alles durchaus auch eine Leistung – aber unschön inszeniert, weil die Leistungen anderer unter den Teppich der Endnote fallen und es nur hier und da bis in den Haupttext schaffen. Bemerkenswerterweise geht außerdem der so kritische Eckoldt seiner eigenen Dekonstruktion ein Stück weit auch auf dem Leim: Während er nämlich die Originalität Leonardos als Ingenieur in Frage stellt und völlig zu Recht viele Lösungen als nicht technisch, sondern ästhetisch beschreibt, frönt er weiter passagenweise eifrig der Vorstellung Leonardos als Künstlergenie und Denker mit kritisch-aufgeklärter Welthaltung und „souverän-prägnantem“ Stil bis in die Skizzenbücher. Auch das kann man ja machen. Leonardo bleibt für viele – und wie ich sagen würde: mit gutem Grund – ein Faszinosum. Aber dieses Buch überzeugt mich nicht.



Douglas A. Howard, Das Osmanische Reich 1300–1924, Darmstadt: WBG Theiss, 2018. ISBN 978-3-8062-3703-0. 480 S., 45 Abb.

Das Osmanische Reich ist für die Geschichte Europas zweifelsohne von herausragender Bedeutung. Der Geschichte des Reiches selbst wird man allerdings nicht

gerecht, betrachtet man es wie man es allzu häufig tut, nur als etwas ominösen und eher zweitrangigen Gegenpol zu Byzanz, Venedig oder dem Habsburgerreich. Es lohnt daher, sich mit der Geschichte des Osmanischen Reiches aus der Innenansicht zu beschäftigen. Dazu bietet sich das Buch von Douglas A. Howard an, dessen erklärtes Ziel es ist, die Geschichte des Osmanischen Reiches als Geschichte der osmanischen Weltsicht zu schreiben.

Howard bestimmt und beschreibt drei Elemente dieser Weltsicht. Da ist zum einen die osmanische Herrscherdynastie, welche Rolle sie politisch spielte, aber auch welche Vorstellungen mit dem Haus Osman verbunden wurden. Zum Zweiten nimmt sich Howard auch der ökonomischen Perspektive an, indem er nach dem „Verständnis von Wohlstand und Erfolg“ (S. 16) fragt und welche Strategien sich daraus ergaben. Zum Dritten behandelt Howard die verschiedenen im Reich verbreiteten religiösen, aber auch sonstigen weltanschaulichen Vorstellungen, die er als „Geflecht aus spirituellen Überzeugungen“ (S. 17) beschreibt.

Auf etwa 400 Buchseiten bietet Howard einen Überblick über die gesamte Geschichte des Reiches, von seiner Genese um das Jahr 1300 als eines von mehreren türkischen Fürstentümern, die auf dem ehemaligen Gebiet des dahinschwindenden Byzantinischen Reiches entstanden, über die teils rasante Ausbreitung, bis zu seiner Auflösung und der Abschaffung des osmanischen Kalifats 1924. Dem Vorhaben des Buches folgend, das Reich anhand seiner eigenen Weltsicht

zu beschreiben, gliedert sich das Buch in sieben etwa gleich lange Kapitel, die jeweils ein Jahrhundert des islamischen Kalenders der Geschichte beschreiben. Nach Howard ist keine Epoche „wichtiger oder unwichtiger als eine andere“ (S. 18), er folgt daher keiner später an die Geschichte des Reiches angelegten Dramaturgie von Aufstieg, Blüte, Abstieg und Fall, sondern geht von den Erfahrungen der Zeitgenossen aus. Insgesamt stehen so die Kontinuitäten der Geschichte im Mittelpunkt, ohne besonders markierte Brüche oder Epochenschwellen kommen die stetigen Wandlungen und Veränderungen des Reiches zur Geltung.

Die Wirrungen der Ereignisgeschichte von sechseinhalb islamischen Jahrhunderten bricht Howard überzeugend auf das Wichtigste herunter, ohne die Leser*innen zu überfordern. Die Stärke des Buches liegt aber darin, einen Einblick zu geben in die Funktionsweise des Osmanischen Reiches und die kulturelle Vielfalt, die es in sich vereinte. Die Beschreibung des Haushaltes des Sultans, der Organisation der Provinzverwaltung, der religiösen Stiftungen und verschiedenen islamischen Überzeugungen zeigen die im Reich wirkenden politischen Kräfte. Auch die ökonomischen Entwicklungen etwa im Handel, der Landwirtschaft oder dem Steuerwesen flechtet Howard prägnant und überzeugend in die Geschichte ein. Sehr anschaulich sind die Darstellungen der religiösen, sich oftmals widersprechenden, Strömungen und der intellektuellen und künstlerischen Entwicklungen. Hier nimmt Howard sowohl Muslime wie Nicht-Muslime, genauso wie Eliten und breite Volksgruppen in seine Beschreibungen auf. Eine Besonderheit sind dabei die Auszüge osmanischer Poesie, die er auch vielfach ausführlich zitiert, und die als grau hinterlegte Exkurse in den Text eingefügt sind. Sie geben gemeinsam mit anderen anekdotischen und bildlichen Exkursen einen lebendigen Eindruck in die osmanische Literatur- und Geistesgeschichte.

Zur Lesbarkeit des Buches tragen den einzelnen Kapiteln vorangestellte kurze Listen der in dem entsprechenden Jahrhundert regierenden Sultane ebenso bei, wie die zahlreichen Karten und das knappe Glossar. Erklärungen von Begriffen, die sich in letzterem nicht finden, können sich vergessliche oder in der Lektüre unterbrochene Leser*innen zum Glück über das Register wieder ins Gedächtnis rufen.

Angesichts der sonstigen guten Lesbarkeit und der Stärken des Ansatzes des Buches sind die Schwächen der deutschen Ausgabe umso ärgerlicher. Nicht nur wirkt die Übersetzung teils hastig und ungenau, auch fallen zahlreiche vermeidbare Satzfehler auf. An einem Satz zeigen sich die Probleme besonders gut: „Inzwischen ließ sich Mahmud als romantischer Rivale Peters des Großen in Öl malen, mit Frack und Fest.“ (S. 319) Auf dem entsprechenden Gemälde trägt Sultan Mahmud II. nach den Kleiderreformen der 1820er Jahre in Abkehr von osmanischen Traditionen einen Gehrock und die neu eingeführte Kopfbedeckung: den Fes. Der „Frack“ ist daher zweifelsohne eine misslungene Übersetzung des englischen „frock coat“ (im englischen Original: *A History of*

the Ottoman Empire, Cambridge 2017, S. 249.), das „Fest“ hingegen ein nicht korrigierter Tippfehler. Ein weiteres Beispiel der redaktionellen Nachlässigkeit zeigt sich bei Uzun Hasan, der im 15. Jahrhundert über das turkmenischen Akkoyunlu-Reich herrschte, das sich östlich des Osmanischen Reiches erstreckte. Die Schreibweise seines Namens changiert innerhalb weniger Seiten gleich mehrfach zwischen „Uzun Hasan“ (S. 106 und 107) und „Uzun Hassan“ (S. 107, S. 111), um dann an späterer Stelle gar zu „Uzum Hasan“ (S. 244) zu werden. Noch dazu wird er im Register zwar richtig als „Uzun Hasan (1423–78), Akkoyunlusultan“ (S. 479) aufgeführt – bloß Seitenangaben, die auf seine Nennungen im Buch verweisen, finden sich hier keine.

Trotz dieser Mängel ist es erfreulich, dass es dieses aktuelle Überblickswerk zur osmanischen Geschichte in deutscher Übersetzung gibt. Für alle, denen das Osmanische Reich in ihren Studien oder im Studium vielleicht auch nur am Rande unterkommt, ist es eine lohnenswerte Lektüre, um das Wesen dieses Reiches einmal aus seiner eigenen Perspektive zu ergründen. (BBG)



Dagmar Jank, Bibliotheken von Frauen. Ein Lexikon (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 64), Wiesbaden: Harrassowitz, 2019. ISBN 978-3-447-11200-0. 328 S.

Fast 800 historische Bibliotheken des 16. bis 20. Jahrhunderts im Besitz von Frauen sind in diesem wichtigen Referenzwerk erfasst. Geographisch bietet die Bundesre-

publik Deutschland einen ungefähren Rahmen: die erfassten Buchbesitzerinnen sollten aus Deutschland kommen oder aber einen wesentlichen Teil ihres Lebens hier verbracht haben. Ähnlich vage ist das Aufnahmekriterium ‚Bedeutung‘ umrissen: es reicht eine wie auch immer geartete „besondere ge-

sellschaftliche, politische, wissenschaftliche, religiöse, soziale, kulturelle oder künstlerische Stellung“, mitunter auch schon, wenn die jeweilige Besitzerin „durch ihre Beziehung zu Männern in exponierter Stellung selbst einen gewissen Bekanntheitsgrad“ erlangte (S. 1). All das mag einen stören. Aber durch diesen weiten Fokus kommt eben auch eine beachtliche Anzahl an Bibliotheken zusammen, die Jank katalogisiert.

Systematisch werden sechs Kategorien behandelt, für die aber naturgemäß nicht immer sämtliche und stets in sehr unterschiedlichem Umfang Informationen zur Verfügung stehen: 1. Biographische Informationen zur Besitzerin – 2. Bestandsgröße

– 3. Bestandsprofil – 4. Bestandserschließung – 5. Geschichte der Bibliothek – 6. Literatur. Insbesondere die Frage der Bestandserhaltung und -erschließung differiert natürlich stark: Manchmal sind nur einzelne Bände oder Splitter noch vorhanden. Und manchmal nicht einmal das. Hier und da wird die Existenz einer Bibliothek nur über sekundäre Quellen erschlossen, manchmal – wie im Falle Luise Gotheins (S. 71) – sogar nur vermutet. Die Aufnahme auch solcher Kleinstbestände, Deperdita und Indizien, bei denen eine wirkliche, Sinn erfüllende Erforschung zumindest fraglich erscheint, sind natürlich auch Ausfluss der sehr weiten Aufnahmekriterien. Andererseits ist so zumindest eine Markierung gesetzt, an die sich weitere Neufunde nun angliedern mögen. Gerade für diesen Zweck jedoch wäre eine online-Aufarbeitung sicher sinnvoller gewesen als ein gedrucktes Buch.

Die Aufarbeitung an sich ist verdienstvoll. Im Detail wundert man sich aber, dass manche Informationen nicht vorhanden sind, obwohl es Erschließungsmittel gibt, also z.B. Kataloge im Literaturarchiv Marbach angegeben werden. Diese sind dann aber offenbar nicht konsultiert worden. Das alles macht Janks Lexikon eher zu einer – fraglos willkommenen – Sondierung, denn zu einem Nachschlagewerk. Das Thema ist wichtig und die Zurverfügungstellung dieser sicher über lange Jahre gesammelten, sehr disparaten Informationen ebenso wichtig und dankenswert. Insbesondere auch die Bibliografie der ausgewerteten Quellen, Literatur und Datenbanken im Anhang ist hilfreich für die eigene Weiterarbeit. Aber der Titel suggeriert mehr als das Buch dann einhalten kann. (HK)



Jan Bürger, Zwischen Himmel und Elbe. Eine Hamburger Kulturgeschichte, München: C. H. Beck, 2020. ISBN 978-3-406-75814-0. 384 S., 59 Abb.

Dies ist nicht das erste „Reisebuch“ von Jan Bürger, aber meiner Lektüre nach das bisher spannendste. Nach mal eher literarischen, mal eher kulturhistorischen Reisen an

den Neckar, nach Paris und in die Ukraine, geht es diesmal nach Hamburg, wo Bürger auch studiert hat. Locker leicht, aber gut recherchiert – und strukturiert durch einen schönen Kniff: Hier werden nämlich nicht Epochen oder Themen der Stadtgeschichte zugrunde gelegt, sondern der Hamburger U-Bahn-Plan, der im hinteren Innendeckel praktischerweise gleich mit abgedruckt ist. Zusammen mit Bürger bewegt man sich so nicht nur die Zeiten, sondern vor allem durch die Stadt selbst und durch das, was man von diesen Zeiten noch sehen kann – oder eben auch nicht. Denn vieles ist nicht mehr da,

überprägt oder wenigstens verändert. Und das sind die Geschichten, die Bürger vor allem erzählt. Geschichten von Orten und von Menschen, die dort wirkten.

Eines müssen aber gerade Historiker*innen wissen, bevor sie dieses Buch zur Hand nehmen: „Kulturgeschichte“ meint für Bürger tatsächlich vor allem Geschichte der (Hoch-) Kultur, gewürzt mit etwas Alltags- und Sozialgeschichte vom Kiez und freilich ganz gut überlegten Fragen an die hansestädtische Politik, die den Rahmen für dieses Kulturleben bot. Aber doch: eben vor allem das Kulturleben. Das ist viel Lessing, Heine – und natürlich Jahn und Janssen, über die Bürger selbst viel gearbeitet hat –, das sind Brahms und Telemann, ist Theaterleben und Kunst. Alles spannend, alles gut geschrieben. Erklärt aber auch die bemerkenswerte Fokussierung auf das 19. und vor allem das 20. Jahrhundert, die nur ausnahmsweise mal in die alte hansestädtische Tradition exkursiert. Apropos Hanse: Die kommt im Buch

praktisch nicht vor. Aber das ist auch ein wenig Programm – und durchaus kein unüberzeugendes. Denn zurecht betont Bürger, dass „[d]as Hamburg, das wir heute kennen, [...] vor allem in den vergangenen 150 Jahren nach dem Großen Brand“ von 1842 entstanden sei (S. 15). Zurecht zieht er Ver-

gleiche mit den großen Metropolen in der Neuen Welt. Der Rezensent ist in seiner Seele als Hansehistoriker natürlich etwas betrübt, aber versucht sich in Objektivierung zu üben und kann daher nur sagen: Die Lektüre hat viel Freude gemacht. Tolles Buch. Nicht nur für Historiker*innen. (HK)



Heinz Duchhardt, Abgebrochene Forschung. Zur Geschichte unvollendeter Wissenschaftsprojekte, Tübingen: Mohr Siebeck, 2020. ISBN 978-3-16-159041-2. XIII + 221 S.

In sehr freier Anlehnung an den emblematischen ersten Satz aus Leo Tolstois Romanepos *Anna Karenina* könnte man das Ergebnis des in essayistischem Stil gehaltenen Buches von

Heinz Duchhardt vielleicht folgendermaßen zusammenfassen: Alle geglückten Bücher gleichen einander, jedes nichtgeglückte Buch ist auf seine eigene Weise nicht geglückt. Worum geht es? Duchhardt, ein Frühneuzeit spezialist, der lange Jahre Direktor der Abteilung für Universalgeschichte im Mainzer Institut für Europäische Geschichte war (von 1994 bis 2011) und der sich schon früh der Geschichte des eigenen Faches zugewandt hat¹, erzählt in teils lakonischer Kürze die Geschichte von insgesamt neun unvollendet gebliebenen Wissenschaftsprojekten, mithin von Büchern, die als Folgebände einer erschienenen Monografie zwar geplant, teilweise sogar geschrieben oder zumindest begonnen waren, die aber – und hier kommt das der Besprechung vorangestellte Bild ins Spiel – aus den unterschiedlichsten Gründen dann doch nicht abgeschlossen wurden.

In loser chronologischer Reihe fällt der Blick dabei – um zunächst die personale Seite zu benennen – auf **Rudolf Smend** (* 15. Januar 1882 in Basel; † 5. Juli 1975 in Göttingen),

Hans Uebersberger (* 25. Juni 1877 in Klagenfurt; † 8. Juli 1962 in München), **Paul Joachimsen** (* 12. März 1867 in Danzig als Paul Fritz Joachimsohn; † 25. Januar 1930 in München), **Georg von Below** (* 19. Januar 1858 in Königsberg; † 20. Oktober 1927 in Badenweiler), **Karl Joël** (* 27. März 1864 in Hirschberg/Schlesien; † 23. Juli 1934 in Walenstadt/Schweiz), **Gerhard Ritter** (* 27. März 1864 in Hirschberg/Schlesien; † 23. Juli 1934 in Walenstadt/Schweiz), **Heribert Raab** (* 16. März 1923 in Bell (Eifel); † 7. Juni 1990 in Corminboeuf), **Martin Göhring** (* 21. November 1903 in Ostdorf (Württemberg); † 8. März 1968 in Mainz) und **Konrad Repgen** (* 5. Mai 1923 in Friedrich-Wilhelms-Hütte; † 2. April 2017 in Bonn), also auf eine schwer zu kategorisierende Reihe von Männern, die man keineswegs alle primär als ‚Historiker‘ bezeichnen dürfte, die jedoch sämtlich historisch gearbeitet haben. Hierbei markieren der Staats- und Kirchenrechtler Smend sowie der vielleicht am ehesten als Philosophiehistoriker zu fassende Joël die äußeren Bereiche des Untersuchungsfeldes. Darüber hinaus reichen die Lebensdaten zeitlich weit in das 19. Jahrhundert zurück (von Below, geb. 1858) wie in das 21. hinein (Repgen, gest. 2017), umspannen folglich einen immensen Zeitraum (deutscher) Geistesgeschichte. Auch sachlich wäre jeder Versuch der Bündelung verfehlt. Die Liste der Themata fehlender zweiter Bände reicht vom

¹ Vgl. Heinz Duchhardt: Arnold Berney (1897–1943), Das Schicksal eines jüdischen Historikers, Köln 1993; vgl. jüngst: Ders., Eine Karriere im Zeichen der Umbrüche. Der Historiker Martin Göhring (1903–1968) in seiner Zeit (Historische Forschungen 30), Stuttgart 2018.

Reichskammergericht in der Frühen Neuzeit (Smend), über den deutschen Staat im Mittelalter (von Below) oder Teilen der Heidelberger Universitätsgeschichte (Ritter) bis zur Römischen Kurie und dem Westfälischen Frieden (Reppen).

Eine innere Struktur gewinnen die durchaus auch einzeln oder in einer anderen Reihenfolge zu lesenden Kapitel durch die von den beiden Weltkriegen geprägten ‚Zeitbögen‘ der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert². Beiden Zäsuren, deren exakte Abgrenzung in diesem Zusammenhang unerheblich ist, kommt nämlich die Funktion zu, als Trennlinie zwischen einer aus der Retrospektive gewonnenen ‚alten‘ gegenüber einer ‚neuen‘ Zeit den eigenen Bezugsraum derart elementar zu strukturieren, dass davon auch die ‚eigentlich‘ weltfremde Arbeit im sprichwörtlichen akademischen Elfenbeinturm in direkter Weise tangiert wurde. Dementsprechend trennt Duchhardt zwischen Smend, Uebersberger, Joachimsem und von Below auf der einen sowie Joël, Ritter, Raab, Göhring und Reppen auf der anderen Seite, da die Projekte der ersten Kohorte chronologisch in den Kontext des Ersten Weltkrieges fallen, diejenigen der zweiten Kohorte in die sogenannte Zwischen- und Nachkriegszeit. Eine kurze Zwischenbilanz (S. 89f.) separiert beide Bereiche. Dass auch und insbesondere der Arbeit der Historiker – unabhängig von immer wieder zu greifenden, anders gelagerten Selbstinszenierungen – unbeschadet des jeweiligen historischen Untersuchungsgegenstands eine eminent (zeit)politische Komponente innewohnt, ist vielfach aufgezeigt worden. Doch es ist eine erst durch die Gesamtschau erkennbare Stärke des Buches, diesen Zusammenhang nur als Basslinie mitschwingen zu lassen. Nicht nur durch die Spreizung der gewählten Beispiele, sondern stärker aufgrund der in diesen Fällen gerade fehlenden unmittelbaren Bindung der Arbeit der Gelehrten an die politischen Umstände wird dadurch nämlich das Verhaftet-

sein jeder (geisteswissenschaftlichen) Tätigkeit im Leben selbst deutlich. Oder einfacher formuliert: Wissenschaftsgeschichte bedarf zwangsläufig biographischer Einbettung. Gleichzeitig kann man dann doch – und hier widerspricht der Rezensent seiner eingangs formulierten Zusammenfassung – einen gemeinsamen Nenner der unvollendeten Vorhaben finden: Aus den unterschiedlichsten, privaten wie beruflichen, zeitbedingten wie kontingenten Gründen war für alle³ die Aktualität des Themas und Dringlichkeit der Bearbeitung abhandengekommen.

Doch mit diesem, vermeintlich gut zu greifenden Ergebnis ist der Gewinn des Werkes gleichsam nur halb beschrieben. Denn es ist keineswegs so, dass Duchhardt die Gründe für den jeweiligen Abbruch empirisch plausibilisieren kann. Er ist vielmehr – dies allerdings immer wieder betonend – in der Regel auf Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten angewiesen, da die Quellenlage für seine Fragestellung im Grunde als unzureichend eingestuft werden muss: Während die Verlagsarchive kaum etwas zum Gelingen beitragen konnten, waren auch die Nachlässe selbst – so es sie denn gibt oder diese zugänglich waren – wenig hilfreich, da es anscheinend in der Psychologie des Menschen liegt, über Misserfolge zu schweigen. Dementsprechend hangelt sich Duchhardt an dem Material entlang, das greifbar ist. Der Aufbau der einzelnen Kapitel folgt (auch deswegen) einem gleichförmigen Muster; einer kurzen Verortung des jeweils erschienenen Bandes innerhalb der jeweiligen Biografie folgen eine Zusammenstellung und Auswertung der dem Buch gewidmeten Rezensionen, bevor dann in teilweise sehr straffer Form nach den individuellen Gründen des Projektabbruchs gesucht wird. Eine Einschätzung des wissenschaftlichen Potentials respektive der potentiellen Resonanz einer Fortsetzung, so sie denn erschienen wäre, beschließt jedes Kapitel. Die Gründe selbst bleiben jedoch meistens im Dunkeln und über tastende

² Vgl. Anselm Doering-Manteuffel, Die deutsche Geschichte in den Zeitbögen des 20. Jahrhunderts, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte Band 62 (2014), S. 321–348.

³ Eine Ausnahme bildet hierbei jedoch Martin Göhring, dessen unerwarteter und frühzeitiger Tod einen erfolgreichen Abschluss verhinderte.

Annäherungen, über mehr oder weniger plausible Hypothesen gelangt Duchhardt in der Regel nicht hinaus. Dementsprechend können diese weder in der Zwischenbilanz (S. 89f.), die treffend als *Versuch* betitelt ist, noch im *Schluss* (S. 197–205) in eine Beziehung zueinandersetzt werden, sondern auch hier bleibt die eigentliche Frage, warum der jeweilige zweite Band nicht abgeschlossen wurde, mehr oder weniger offen. Doch ist diese Frage vielleicht auch gar nicht zu beantworten. Die andere Hälfte des Gewinns liegt also darin begründet, die Grenzen eigener Erkenntnismöglichkeiten schonungslos offenzulegen: Wir können jede Frage an die Vergangenheit stellen, doch die uns zur Verfügung stehenden Quellen bieten nicht auf alles eine Antwort. Und dennoch lohnt sich jeder ernsthafte Versuch, ‚forschend zu verstehen‘ (Droysen).

Ein Literatur- oder Quellenverzeichnis wurde nicht angelegt, die jeweilige Literatur vielmehr an Ort und Stelle verzeichnet, was vor dem Hintergrund der weitgespannten Einzeluntersuchungen durchaus nachvollziehbar ist. Gleiches gilt für die grundsätzliche Zurückhaltung der Annotation. Die vielfach gewählte Abkürzung, anstelle der Literatur selbst auf den entsprechenden Wikipedia-Artikel zu Historikerkolleg*innen zu verweisen, die im Zusammenhang auftauchen, kann aufgrund der äußerst unterschiedlichen Anlage und vor allem Qualität der Artikel jedoch nicht gänzlich überzeugen. Hier bedürfte es neben einer

weitergehenden Reflexion über die Funktion der Wikipedia auch eines grundsätzlichen Nachdenkens über notwendige Standards, völlig unabhängig von der Tatsache, dass dort eine ganze Reihe von zweifellos guten Artikeln abzurufen ist. Kryptische Verweise auf die von Suchmaschinen generierten Seiten zu einem Suchbegriff (etwa S. 79 Anm. 36) bieten jedoch in keinem Fall einen Mehrwert und die zweimalige Verschreibung eines Namens (S. 107: „Noël“ statt „Joël“ und S. 174: „Ueberreuter“ statt „Uebersberger“) irritiert den Lesefluss genauso wie einige andere Flüchtighkeitsfehler. Doch ist dies nicht mehr als eine Randbemerkung und steht der anregenden Lektüre des ansonsten leicht und schnell zu lesenden Buches, das ebenfalls zum Weiterdenken über die eigene Arbeit anregt, nicht entgegen.

Passenderweise hat zudem das von Duchhardt doppelt angeführte Sprichwort *Habent sua fata libelli* (S. VI und S. 138) selbst zwei Bedeutungsebenen und lautet vollständig (vermutlich) *Pro captu lectoris habent sua fata libelli*. Dieses ‚Büchlein‘ kann folglich jeder*m Schreibenden und historisch Interessierten als Spiegel eigener Lebenswege empfohlen werden: Von Studierenden, die sinnieren, ob sie die Hausarbeit im kommenden Semester tatsächlich niederschreiben sollen, bis zu Emeriti, die in der moralischen und/oder vertraglichen Pflicht stehen, einem bereits publizierten ersten Band einen zweiten folgen zu lassen. (SG)



Johann Mattes, Wissenskulturen des Subterranean. Vermittler im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Ein biografisches Lexikon (Die Höhle. Beiheft 64), Wien: Böhlau, 2019. ISBN 978-3-205-20678-1. 572 S., 260 Abb.

Der Drang des Menschen, in unterirdische Welten vorzudringen, reicht weit bis in die Altsteinzeit zurück. Spätestens für den Ne-

andertaler waren Höhlen besondere Räume, welche in tieferen Bereichen für kultische Zwecke aufgesucht und genutzt wurden. Weltberühmte Zeugnisse für eine entsprechende Nutzung in der jüngeren Altsteinzeit sind die Höhlenmalereien, z. B. jene aus der Höhle von Lascaux in Südwestfrankreich. Im Menschen scheint eine Urfaszination für Höhlen zu stecken und jeder, der schon

mal eine der für die breite Öffentlichkeit zugänglich gemachten Schau- oder Tropfsteinhöhlen besucht hat, konnte wahrscheinlich etwas davon spüren.

Die Anfänge der wissenschaftlichen Erforschung der Welt unter unseren Füßen liegen im 16. Jahrhundert. Von Beginn an war die Speläologie, so der Fachbegriff für Höhlenforschung, durch Menschen ganz unterschiedlicher Profession und Herkunft geprägt. Bauern, Juristen, Pfarrer und Handwerker wagten sich gemeinsam in freien Zeiten in die Unterwelt und entdeckten z. B. speziell an die Dunkelheit angepasste Tiere, erkundeten Wasserwege und erstellten Pläne und Karten über den Verlauf der Höhlenräume. Auch heute noch ist die Erforschung

Friedrich Justin Bertuch, Bilderbuch für Kinder, Bd. 5, Weimar 1805.



von Höhlen maßgeblich durch ein Laienforschertum geprägt und auch heute noch sind alle Forschenden Vermittler im Spannungsfeld zwischen universitärer Wissenschaft und einer engagierten und interessierten Öffentlichkeit.

Wer sich mit der Geschichte der Höhlenforschung beschäftigt, der sollte sich unbedingt auch intensiv mit den Biografien der Menschen hinter dieser Forschung beschäftigen. Das ist sehr reizvoll, denn die Aktivisten widmeten sich mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen, Motivationen, Kenntnissen, Themen und Fragestellungen den ungelösten Rätseln der Unterwelt. Während die einen aus reiner Abenteuerlust oder Faszination für Ästhetik von Tropfsteingebilden das Reich der Dunkelheit aufsuchten, wollten andere Wasserwege erkunden um so einen Beitrag zur Sicherung der regionalen Trinkwasserversorgung zu leisten.

In dem von Johann Mattes, selbst auch aktiver Höhlenforscher, vorgelegtem Lexikon werden in alphabetischer Reihenfolge bezogen auf den Familiennamen insgesamt 271 verstorbene Personen vorgestellt, welche sich in Österreich und dem Habsburgerreich mit dem Thema Höhle und Karst in seiner ganzen fachlichen Breite beschäftigt haben. Das Zeitspektrum der Persönlichkeiten reicht vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Die geographische Beschränkung der Personenauswahl dagegen erklärt sich nicht

nur durch die akademische Heimat des Autors am Institut für Geschichte der Universität Wien, sondern auch damit, dass vom 19. Jahrhundert bis in die 1970er Jahre die ehemaligen Länder der Habsburgermonarchie in der Speläologie international führend waren.

Die einzelnen, in ihre Länge sehr unterschiedlichen Lexikoneinträge sind jeweils in vier Abschnitte unterteilt. Im ersten Abschnitt werden die wichtigsten Lebensdaten genannt. Daran folgt im zweiten Abschnitt eine Schilderung des Lebenslaufes. Die von den beschriebenen Personen verfassten Publikationen, Pläne, künstlerischen Erzeugnisse und Nachlässe sind im dritten Abschnitt zusammengefasst. Den vierten und letzten Teil bildet eine Auflistung der wichtigsten gedruckten und archivalischen Quellen zur jeweiligen Person.

Das Buch stellt als biografisches Spezialinventar einen unglaublichen Fundus an Personeninformationen dar und ist für alle an der Geschichte der Höhlenforschung im deutschsprachigen Raum Interessierten eine unverzichtbare Zusammenstellung. Das Lexikon wäre noch ertragreicher, wenn es am Ende ein Register der in den Biografien erwähnten Höhlennamen gegeben hätte. Damit wäre ein leichter Zugang vom Höhlenobjekt zu den verschiedenen Persönlichkeiten möglich gewesen. (WR)

NEUE REIHE:

„CULTURES AND PRACTICES OF KNOWLEDGE IN HISTORY | WISSENSKULTUREN UND IHRE PRAKTIKEN“

Geschichtswissenschaftliche Reihen sprießen immer noch wie Pilze aus dem Boden. Trotzdem lohnt es sich, bei einigen einmal etwas genauer hinzusehen. Die *Cultures and Practices of Knowledge in History* | *Wissenskulturen und ihre Praktiken* sind so eine. Sie verschreibt

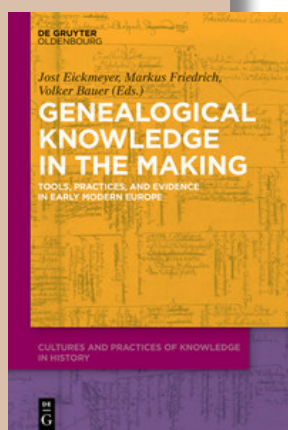
duziert wurde. Dass das besondere Produktionsprozesse sind, liegt auf der Hand, denn Wissen existiert ja ausschließlich im Vollzug, in stetiger Überarbeitung, Erweiterung, Transmission und Sicherung. Genau diesen Formen des „doing knowledge“ verschreibt sich die neue Reihe. Herausgegeben wird sie vom Hamburger Frühneuzeitler Markus Friedrich, der Wissenschaftshistorikerin

Vera Keller (University of Oregon) und der Medienwissenschaftlerin Christine von Oertzen (HU Berlin). Den inhaltlichen Schwerpunkten der drei entsprechend liegt der epochale Schwerpunkt der Reihe bisher auf der europäischen Frühen Neuzeit. Die Herausgeber*innen laden aber ausdrücklich auch Beiträge zu anderen Epochen und Weltregionen ein. Die ersten beiden Bände der *Cultures and Practices of Knowledge* befassen sich einerseits mit genealogischem Wissen (Eickmeyer/Friedrich/Bauer),

andererseits mit der Produktion frühneuzeitlicher Geschichtsschreibung (Friedrich/Schilling) und dokumentieren Tagungen am Hamburger Warburghaus respektive der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel.

Der Eröffnungsband der Reihe zeigt schon, welche neuen Fragen die Akzentverschiebung auf die Praktiken des „doing knowledge“ inspirieren können: Während genealogische Arbeiten der frühen Neuzeit von der Forschung bisher vor allem als Legitimationsproduzenten verstanden und also vor allem daraufhin befragt worden sind, auf welche Weise sie welchen Zwecken erfüllen, ist die Frage, wie das dahinterstehende Wissen eigentlich produziert wurde, seltsam unterbelichtet geblieben. Das ändert der vorliegende Band nun. So ganz lösen kann er sich von der Frage nach der sozialen Verwendung genealogischen Wissens natürlich auch wieder nicht. Aber er zeigt, dass die

Jost Eickmeyer, Markus Friedrich, Volker Bauer (Hg.), *Genealogical Knowledge in the Making. Tools, Practices, and Evidence in Early Modern Europe* (*Cultures and Practices of Knowledge in History* 1), Berlin u. a.: deGruyter, 2019. ISBN 978-3-11-058995-5. 350 S., 18 Abb.



Markus Friedrich, Jacob Schilling (Hg.), *Praktiken frühneuzeitlicher Historiographie* (*Cultures and Practices of Knowledge in History* 2), Berlin u. a.: deGruyter, 2019. ISBN 978-3-11-057230-8. 454 S., 10 Abb.



sich einer Wissensgeschichte mit ausdrücklich praxeologischem Ansatz und fragt nach den Weisen, in denen Wissen von unterschiedlichen Menschen an unterschiedlichen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten pro-

Entstehensbedingungen solcher Arbeiten sich nicht auf ihren repräsentativ-kommunikativen Zweck reduzieren lassen. Gerade in der Frühen Neuzeit veränderten sich die Maßstäbe und Arbeitsweisen der Genealogen – nicht zuletzt, weil immer stärker archivistische Evidenzen eingefordert wurden. Trotzdem existieren, wie etwa Andreas Rehberg in seinem Beitrag über Heraldik als adelige Selbstbestätigung im Italien des langen 16. Jahrhunderts zeigt, weiterhin alternative genealogische Affirmationsformen. Gerade die Vielfalt der Erscheinungsformen und der weite europäische Blick machen diesen Band zu einem spannenden Panorama. In der Vielfalt zeigen sich aber auch europaweite Trends: ein immer näheres Zusammenrücken von Genealogie und Geschichtsschreibung im Laufe des späteren 17. und des 18. Jahrhunderts etwa.

Der zweite Band der Reihe widmet sich der Produktion frühneuzeitlicher Historiografie. Die Frage, wie eigentlich Geschichte beziehungsweise geschichtliches Wissen produziert wird, mag vielen Leser*innen sehr nahe liegen, die Antwort aber banal erscheinen: Lesen, lesen, lesen. Und zwischendurch dann eben schreiben – mit etwas Glück zwischendurch: denken. Und da dieses Mittelstück sich unserem Zugriff, zumal in der historischen Rückschau, oft entzieht, hat auch die bisherige historiografiegeschichtliche Forschung sich vor allem auf die anderen beiden Grundtätigkeiten fokussiert: Was hat der/die jeweilige Historiker*in wohl gelesen, welche Quellen gesehen? Und auf welche Art, mit welchem Stil, Ansatz, gedanklichen Modellen ist dann der Verarbeitungsprozess dieser Lektüren in ein neues Werk geflossen? Diese beiden Fragen bleiben natürlich auch weiterhin Grundfragen der Erforschung historiografischer Produktion. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Forschung dann von der Fokussierung auf das Endprodukt immer stärker auf den Produktionsprozess verschoben, sind Gelehrtenachlässe, Notizbücher, Entwürfe und Exzerpte, aber etwa auch Korrespondenzen oder andere, gleichwie vage Netzwerke stärker in den Blick geraten. Das dokumentieren auch die Beiträge dieses

Bandes, die mit genau diesen analytischen Objekten arbeiten. Dabei gelingen spannende Werkstatteinsichten – etwa in die Produktion der *Annales Imperii occidentis Brunsvicenses*, die Nora Gädeke untersucht. Dieses große Werk der Welfengeschichte hatte Leibniz gemeinsam mit einer Reihe von Mitarbeitern erarbeitet, aber erst Pertz in den 1840er in den Druck befördert. Gädeke zeigt, wie das kollaborative Arbeiten unter der Ägide Leibniz' von statten ging und wirft die Frage auf, wie eigentlich die jeweilige Mitarbeit an den im Nachgang von Leibniz heftig überarbeiteten Manuskripten und Vorarbeiten bewertet werden kann. Ebenfalls einem Leibniz'schen Quellenwerk, der *Mantissa Codicis juris gentium diplomatici* von 1677ff., wendet sich Stephan Waldhoff zu. Er zeigt, dass bei der großangelegten Akquise von Quellen und Informationen sich auch Grenzen gelehrter *générosité* und Mitteilungsfreude aufschienen und verweist damit auf den in diesem Band immer wieder aufscheinenden, aber angesichts der vorgelegten Mikrostudien natürlich nie recht verallgemeinerbaren Eindruck, dass sich im Laufe der Frühen Neuzeit nicht nur die Methoden und Maßstäbe, sondern wirklich auch die Praktiken der Produktion historischen Wissens veränderten. Zugleich zeigt er, dass die soziale Stellung der Quellenlieferanten eine direkte Auswirkung auf die Einbeziehung ihrer Beiträge hatte, dass also für die Produktion der *Mantissa* durchaus nicht quellenkritische Erwägungen allein als Maßstab für das Verständnis dieses Werkes angesetzt werden können.

Weitere Beiträge zeigen die Professionalisierungstendenzen – etwa in ökonomischer Hinsicht, als „Hofhistoriograph“ (Johann Schannat) oder durch die gewachsenen Anforderungen an philologische und hilfswissenschaftliche Kompetenzen (Kai Lohsträter). Wie die Interaktion mit dem sozialen Umfeld die Produktion historiografischen Wissens prägte, zeigt auch Harald Bullbock in seiner Studie zu David Chytraeus und anderen Geschichtsschreibern des 16. Jahrhunderts, welche Rolle Bilder im Wortsinne, nämlich die Skizzen archäologischer Funde, für die Produktion von Geschichts-

bildern haben können, Lisa Regazzoni. Man könnte noch einiges über die Einzelbeiträge dieses Bandes sagen, die in immer neuen Mikrostudien Produktionsprozesse historischen Wissens nachzuzeichnen versuchen: Recherche, Verarbeitung, Bewertung und Arrangement von Wissensbeständen in In-

teraktion mit dem sozialen und kulturellen Umfeld ihrer Produzenten. Damit gerät viel gelehrter Alltag in den Blick. Diesem Panorama weitere Fallstudien an die Seite zu stellen, dürfte aber noch nötig sein, bevor sich größeren Linien andeuten. Nachahmung wäre dem Band also zu wünschen. (HK)



Stephan Selzer (Hg.), Die Konsumentenstadt. Konsumenten in der Stadt des Mittelalters (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen 98), Köln u.a.: Böhlau, 2018. ISBN 978-3-412-50830-2. 287 S.

Der vorliegende Band enthält die verschriftlichten Beiträge der im März 2015 unter demselben Titel veranstalteten Tagung. Er befasst

definierte zwei unterschiedliche Gruppen: die Konsumenten, die er als die eigentlichen „Städtebildner“ ansah, und die Produzenten, die er als „Städtefüller“ bezeichnete.

sich vor allem mit mittelalterlichen Städten, die wenig exportierten und wenig durch Handel verdienten, in denen aber „Entwicklungsimpulse“ (S. 16) durch den Konsum bzw. Projekte einzelner Personen, Personengruppen oder Institutionen feststellbar sind. Es wird zunächst aber auf ältere theoretisch-methodische Überlegungen zum Stadtbegriff zurückgegriffen und die Frage aufgeworfen, was aus den Erkenntnissen der Alten Geschichte für die Erforschung mittelalterlicher Städte abgeleitet werden kann. Ein Index der Orts- und Personennamen erleichtert den Zugriff auf das Material.

Volker Grieb behandelt das langlebige „Paradigma der Konsumentenstadt in der althistorischen Forschung“ (S. 40), das aufgrund der archäologischen Erkenntnisse jedoch überhaupt nicht aufrechtzuerhalten ist. Für dessen Verständnis ist vor allem wichtig, dass in der jüngeren althistorischen Diskussion die Aussagen von Sombart, Bücher und Weber zusammengefasst und vermischt wurden.

Bevor einzelne Städte und ihre Großkonsumenten näher in den Blick genommen werden, befassen sich die Einleitung (Stephan Selzer), aber vor allem der Beitrag von Friedrich Lenger eingehend mit den Theorien, die Max Weber, Karl Bücher und Werner Sombart um 1900 zur Stadtentstehung, Städtebildung und zum ökonomischen Stadtbegriff aufgestellt haben. Webers Definition der „Konsumentenstadt“ als Stadt, in der Großkonsumenten vor Ort ansässig sind, wird vorgestellt, ebenso Werner Sombarts Beschreibung der „Konsumtionsstadt“, in der ein Großteil der Bewohner von nicht selbst verdienten Einkünften lebt. Sombart

Die sich anschließenden Einzelstudien betreffen für das Hochmittelalter bischöfliche Bauprogramme in Lüttich und Verdun (Frank G. Hirschmann), irische Abteistädte (Gerrit Deutschländer) bzw. untersuchen exemplarisch an den Beispielen Höxter, Gandersheim und Oldenstadt die Konsumbeziehungen als Faktor der Urbanisierung im norddeutschen Raum (Sven Rabeler). Rom in der Frührenaissance ist das Thema von Arnold Esch, der herausstellt, dass die Stadt vor allem eine Behördenstadt mit ausgeprägtem Dienstleistungsbereich und ein Kunstmarkt, orientiert an den teils extravaganten Interessen der reichen Konsumenten, gewesen ist.

Im Spätmittelalter waren es vor allem Konsumentengruppen, die gemeinsam die Funktion eines Großkonsumenten übernahmen: Den Adel als zeitweiligen Konsumenten oder auch Ansässigen (z. B. Witwensitze) in der Stadt betrachtet Joachim Schneider, die geistlichen Institutionen und ihr Einkaufsverhalten sind Thema Karsten Igels, während

Enno Bünz und Alexander Sembdner Schüler und Studenten in der Universitätsstadt Leipzig in den Blick genommen haben, wobei deutlich wurde, dass die Universität nicht nur als Konsument, sondern auch als Produzent, beispielsweise auf dem Buchmarkt, aktiv war. Aber auch eine ganze Region, wie die Bergbaustädte des obersächsischen Erzgebirges stellten gemeinsam einen wichtigen Verbraucher dar, da die meisten Versorgungsgüter aus recht großer Entfernung angeliefert werden mussten (Uwe Schirmer). Abschließend werden zwei für das The-

ma zentrale Quellengruppen vorgestellt: Archäologisches Fundmaterial, vor allem aus Abortgruben (Edgar Ring), und mittelalterliche Stadtrechnungen, die zu zahlreichen Themen Auskunft geben können (Gudrun Gleba). Auf weitere Gesichtspunkte des Themas, die im vorliegenden Band nicht behandelt werden, weist die Einleitung hin, ohne jedoch näher darauf einzugehen, beispielsweise auf schuldenbasierten Konsum oder Unterhaltung als städtisches Angebot für Konsumenten. (MG)



Tobias Pietsch, Führende Gruppierungen im spätmittelalterlichen Niederadel Mecklenburgs, Kiel: Solivagus, 2019. ISBN 978-3-943025-51-4. 459 S. mit zahlr. Abb.

Tobias Pietsch verfolgt in seiner Dissertation den „sozialen Auf- und Abstieg im spätmittelalterlichen Niederadel Mecklenburgs“ und stellt seine These „zur

landesgeschichtlichen Bedeutung niederadligen Kriegenunternehmertums auf den Prüfstand“ (S. 10). Laut Buchankündigung untersucht er „Herrschaftsnähe“, d.h. die Position der mecklenburgischen Adelsfamilien im Machtgefüge zwischen ca. 1227, als Mecklenburg in die Herrschaftsbereiche Mecklenburg, Werle, Rostock und Parchim geteilt wurde, und 1500, mithilfe eines neuen Ansatzes, der die Auswertung von Zeugenlisten aus 14.000 Urkunden beinhaltet. Er sortiert sein Material „anhand familiärer und herrschaftlicher Beziehungen“ (S. 12), woraus sich eine adlige Sozialgeschichte der spätmittelalterlichen mecklenburgischen

Territorien ergebe und sich aus der Zusammensetzung des Rats die führenden Familien innerhalb der Ritterschaft erschließen ließen. Weiter sucht er nach den Gründen für die Entstehung führender niederadliger Gruppen, zu denen er landesherrliche Räte, Kriegenunternehmer und Eigentümer umfangreicher Besitzkomplexe zählt, betrachtet deren Stratifikation, die Auswirkungen der landesherrlichen Politik auf die Struktur des mecklenburgischen Adels und weitere mit diesen Punkten verwandte Fragen. Pietsch orientierte sich methodisch bei der Entwicklung des Verfahrens an Joachim Schneider¹, der für seine Arbeit Rosslisten als Quellen verwendet hat, betont dabei jedoch, dass Zeugenreihen den Vorteil haben, zeitlich weiter zurückzureichen und den Aufstieg der Adelsfamilien zu verfolgen. Die Auswertung von Zeugenlisten ist jedoch kein neuer Ansatz, wie suggeriert wird. Schon – neben anderen – Karl-Heinz Spieß, Odilo Engels und Carsten Kretschmann² haben Zeugenlisten ausgewertet und auf die Nähe zum

¹ Joachim Schneider, Spätmittelalterlicher deutscher Niederadel. Ein landschaftlicher Vergleich (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 52), Stuttgart 2003.

² Karl-Heinz Spieß, Königshof und Fürstenhof. Der Adel und die Mainzer Erzbischöfe im 12. Jahrhundert, in: Deus qui mutat tempora. Menschen und Institutionen im Wandel des Mittelalters. Festschrift für Alfons Becker zu seinem fünfundsiebszigsten Geburtstag, hg. v. Ernst-Dieter Hehl u. a., Sigmaringen 1987, S. 203–234; Odilo Engels, Grundlinien der rheinischen Verfassungsgeschichte im 12. Jahrhundert, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 39 (1975), S. 1–27; Carsten Kretschmann, Die Nähe in der Ferne. Zum Verhältnis zwischen Barbarossa und Christian von Mainz, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 108 (2000), S. 239–264.

Landesherrn oder König hin untersucht. Spieß, der allerdings mit hochmittelalterlichen Zeugenreihen arbeitete, hat auch nachdrücklich auf die Problematik dieser Quellengrundlage hingewiesen (auf S. 206–213), ebenso Kretschmann (insbes. S. 263f.). Das spätmittelalterliche Königtum und seine Räte unter König Ruprecht untersuchte Peter Moraw, der ebenfalls vor allem urkundliches Material auswertete und auf die Funktionsweise des Hofes einging, wo sich Herrschaft und Verwaltung nicht nur auf „dienstlicher“, sondern ebenso personeller Ebene abspielten und wo Beamte unternehmerischen Anteil an der Amtsausübung besaßen.³ Grundsätzliche Überlegungen und mit der Adelforschung verbundene Probleme sprachen bereits Lutz Fenske (der auch auf Zeugenlisten eingeht) und Karl Ferdinand Werner an.⁴

In den ca. 275 Jahren des Untersuchungszeitraums lassen sich über 7000 mecklenburgische Ritter und Knappen belegen, für die Arbeit selbst sind jedoch nur „ein paar hundert Niederadlige, denen größere landespolitische Bedeutung zukam“ (S. 12), von Bedeutung. Zu zahlreichen dieser Personen sind biografische Skizzen in dem Werk zu finden.

Das Ergebnis der Auswertung ist an sich nicht überraschend: Herrschaftsnähe steigert das persönliche Ansehen eines Niederadligen, Aufstiegs- und Verdienstchancen steigen, insbesondere unter lange regierenden Fürsten wie Heinrich V. († 1329) und Albrecht II. von Mecklenburg († 1379). Manche Adelsfamilien konnten die im 14. Jahrhundert erreichte Stellung im 15. Jahrhundert halten, andere verloren an Bedeutung während der Agrarkrise.

Laut Verfasser lässt sich zwar in den benachbarten Territorien adliges Kriegsunternehmertum nachweisen, doch „nirgends reicht der gegenwärtige Forschungsstand aus, um einen gewinnbringenden Vergleich mit der in Mecklenburg bei führenden Adelsgeschlechtern zu beobachtenden Verbindung zwischen Kriegsunternehmerwesen, umfangreichen Besitzkomplexen und häufigen Mitgliedschaften im landesherrlichen Rat zu ermöglichen“ (S. 434f.). Es wäre jedoch ohne Weiteres möglich gewesen, wenigstens einige Untersuchungen zu einzelnen Herrschaften oder Adelsfamilien heranzuziehen, beispielsweise von Iris Kwiatkowski über die Familie von Bronckhorst-Batenburg.⁵

Der Wert der vorliegenden Arbeit liegt zweifelsohne in der Erschließung und Zusammenstellung des Materials, der Auswertung der Zeugenlisten im Hinblick auf die vorgestellten Familien. Bereits an dem ziemlich überschaubaren Literaturverzeichnis ist jedoch erkennbar, dass es sehr an der Einordnung der angesprochenen Aspekte und auch an der Thematisierung von Problemen – sowohl auf theoretischer als auch auf praktischer Ebene – mangelt, was durchaus nicht, wie vom Verfasser behauptet, unmöglich ist. Der von Joachim Schneider neben zahlreichen weiteren Titeln aufgeführte Sammelband *Zwischen Nicht-Adel und Adel* befasst sich zudem mit dem Adel zahlreicher Territorien und Adelslandschaften.⁶ Der kleine Abschnitt *Begriffsdefinitionen* (S. 14–17) bleibt ebenfalls sehr oberflächlich, wobei neben einigen Titeln zur mecklenburgischen Geschichte praktisch ausschließlich das kleine *Hilfswörterbuch für Historiker* von Eugen Haberkern und Joseph Friedrich Wallach zu deren Klärung herangezogen wird. Metho-

³ Peter Moraw, *Beamtentum und Rat König Ruprechts*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 116 (1968), S. 59–126; ders., *Räte und Kanzlei*, in: *Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen*, hg. v. Ferdinand Seibt, München 1978, S. 285–292.

⁴ Lutz Fenske, *Probleme der gegenwärtigen Adelforschung*, in: *Mittelalterforschung*, hg. v. Josef Fleckenstein (Forschung und Information 29), Berlin 1981, S. 93–103; Karl Ferdinand Werner, *Personenforschung. Aufgabe und Möglichkeiten*, in: ebd., S. 84–92; auf S. 90 zu Zeugenlisten.

⁵ Iris Kwiatkowski, *Herrschaft zwischen Herrschaften. Die Herrschaft Anholt und die Familie von Bronckhorst-Batenburg. Ein niederrheinisches Kleinterritorium im Spätmittelalter*, Dissertation an der Universität Bochum 2006: <https://hss-opus.ub.ruhr-uni-bochum.de/opus4/frontdoor/deliver/index/docId/2844/file/diss.pdf> (Stand 29.07.2020).

⁶ *Zwischen Nicht-Adel und Adel*, hg. v. Kurt Andermann und Peter Johanek (Vorträge und Forschungen 53), Stuttgart 2001.

dische Ausführungen, beispielsweise über die Begriffe „Schicht“ oder „Führungsgruppen“ (S. 16f.) werden keines einzigen Beleges gewürdigt. Gleiches gilt für den Forschungsstand (S. 17–26), der sich fast ausschließlich auf Literatur über Mecklenburg stützt. Und, womit ich hier enden möchte, bei den ausführlichen Überlegungen über die herzoglichen Räte (S. 40f.) hätte es bereits geholfen,

den entsprechenden Artikel im *Lexikon des Mittelalters* statt Habern/Wallach heranzuziehen, um zu erkennen, dass „Rat“ auch ein Ehrentitel ohne permanente Anwesenheitspflicht und Beratungsfunktion am Hof sein konnte, und es daher nicht verwundern sollte, dass manche Personen mit diesem Titel nur sporadisch unter den Zeugen genannt werden. (MG)



Wilfried Reininghaus, Die vorindustrielle Wirtschaft in Westfalen. Ihre Geschichte vom Beginn des Mittelalters bis zum Ende des Alten Reiches (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen N.F. 32) , 3 Bde., Münster: Aschendorff, 2019. ISBN 978-3-402-15123-5. 1536 S.

Wenn ein renommierter Wissenschaftler die scientific community an seinem Zettelkasten teilhaben lässt, kann das auch

gewaltig nach hinten losgehen. Gleich vorweg: hier nicht. Der ehemalige Präsident des nordrhein-westfälischen Landesarchivs Wilfried Reininghaus ist seit rund vier Jahrzehnten als unglaublich produktiver Landes- und Wirtschaftshistoriker bekannt, der insbesondere für die Quellenerschließung Maßgebliches geleistet hat – und das vom späten Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert. Zahlreiche Editionen und Inventare stammen aus seiner Feder, ebenso wie eine erschreckende Anzahl an monografischen Studien und Aufsätzen, die stets quellengesättigt den Weg in die Archive – und zwar durchaus nicht nur die großen und sein eigenes Haus, das Landesarchiv – weisen. Also: man kann einiges erwarten. Und wird auch nicht enttäuscht.

Die drei Bände, die Reininghaus' Standbeine in der Landes- und Wirtschaftsgeschichte zusammenbringen, synthetisieren nicht nur die bisherige Forschung, die der Verfasser bis in die Verästelungen der grauen Literatur rekapituliert, sie bringen immer wieder auch Hinweise auf Archivbestände und einzelne Archivalien. Reininghaus' Geschichte ist sys-

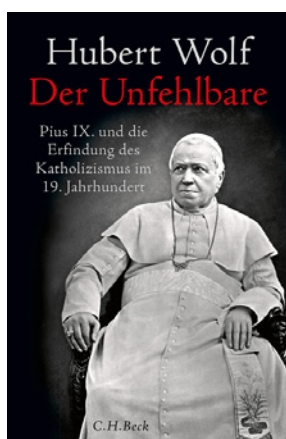
tematisch wie ein Handbuch aufgebaut und genau diese Qualität entfaltet es auch. Im ersten Band werden der produzierende Sektor, also vor allem die Landwirtschaft, aber auch das Montanwesen behandelt, dem der Verfasser bereits eine Reihe einschlägiger Studien gewidmet hat. Im zweiten Band kommt dann das Gewerbe zum Zuge – wiederum ein Gebiet, auf dem der Verfasser durch eine ganze Anzahl von Zunftstudien bereits als der wesentliche Experte für Westfalen gelten darf. Im dritten Band schließlich geht es um Handel, Finanz- und Dienstleistungssektor. Auch hier liegen – wie könnte es anders sein – bereits einschlägige Vorarbeiten des Verfassers vor, der anderthalb Jahrzehnte auch am Westfälischen Wirtschaftsarchiv gewirkt hat. Seine Habilitationsschrift über die Iserlohner Kaufmannschaft im langen 18. Jahrhunderts (1995) ist bis heute ein Standardwerk.

Natürlich merkt man dem Werk auch die Schwerpunkte seines Verfassers an. Aber: die sind so vielfältig, dass von dadurch entstehenden Unwuchten keine Rede sein kann. Dafür markiert er auch zu redlich, wo noch Forschungslücken zu schließen wären.

Wenn dieser Dreibänder im Vorhergehenden immer wieder als „Handbuch“ beschrieben wird, soll das aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Reininghaus durchaus auch analytisch-narrative Ansprüche an sein Werk stellt. So will er etwa ausdrücklich zeigen, inwieweit die Industrialisierung Westfalens im 19. Jahrhundert durch die Entwicklung vor

1800 besser verstanden werden kann. Das ist gerade für Westfalen spannend, weil hier mit dem Ruhrgebiet ein Kernland der industriellen Revolution lokalisiert ist, das aber ohne seine enge wirtschaftliche Verbindung insbesondere mit dem Süden der Grafschaft Mark – und darüber hinaus wiederum mit Regionen außerhalb Westfalens, etwa dem Siegerland oder dem Bergischen – kaum zu denken ist. Insofern ist der Titel („vorin-

dustrielle Wirtschaft“) durchaus auch Programm und keine beliebige Epochenchiffre, die vor allem signalisieren soll, wann chronologisch Schluss ist. So ist dieses beeindruckende Buch durchaus nicht nur für Landeshistoriker*innen ein wichtiges Referenzwerk, sondern dürfte auch für die allgemeine Wirtschaftsgeschichte in allen in ihren Subdisziplinen Anregungen und überreiches Material bieten. (HK)



Hubert Wolf, Der Unfehlbare. Pius IX. und die Erfindung des Katholizismus im 19. Jahrhundert, München: C.H. Beck, 2020. ISBN 978-3-406-75575-0. 432 S., 27 Abb.

Biografien erfreuen sich in der jüngeren Zeit einer immer größeren Beliebtheit. Geht man – in Zeiten von Corona nicht ganz so häufig – durch Buchhandlungen und

sieht sich die entsprechenden Regale an, wird man von der Vielzahl an (auto-)biografischen Enthüllungen fast erschlagen. Aus den Bereichen Sport, Kultur, Politik, aber eben auch Geschichte bekommen die geneigten Leser*innen viele – mal mehr, mal weniger – wünschenswerte Informationen. Was ist der Sinn dahinter? Zweifellos ist die Neugier der Menschen und ihr Interesse an berühmten Persönlichkeiten ungebremsbar. Man möchte in eine andere Welt eintauchen, Dinge verstehen, teilweise bekommt man allerdings Erwartbares präsentiert. Bei Biografien über historische Personen sind hierbei natürlich Einschränkungen geboten. Sie sind manchmal schon länger verstorben und gerade, wie in diesem Buch von Hubert Wolf, Professor für Kirchengeschichte an

der Universität Münster, über Papst Pius IX. (1792–1878), liegt schon so viel Zeit zurück, dass keine Augen- und Ohrenzeugen mehr befragt werden können.¹ Obwohl Papst Pius IX. der erste Papst war, von dem überhaupt eine Fotografie gemacht und dessen Tod erstmals medial in größerem Umfang ‚miterlebt‘ wurde, sind doch freilich von ihm keine Audiodokumente überliefert, die mehr über den Pontifex verraten hätten.² So bleiben nur die Schriftquellen übrig.

Der Name Pius war besonders Ende des 18. bis Mitte des 20. Jahrhunderts ein populärer Papstname, der von dem neuen Oberhaupt der katholischen Kirche gewählt wurde. Dass dies übrigens ein Phänomen erst nach der mittelalterlichen Jahrtausendwende war (vorher war dies nur in Ausnahmefällen möglich), sei hier nur am Rande erwähnt. Mit Ausnahme des spätmittelalterlichen Papstes Pius II., der den nicht weniger berühmten Namen Enea Silvio Piccolomini trug, blieb keiner dieser Pius-Päpste vor Pius IX. im Gedächtnis. Das änderte sich dann deutlich mit Pius XI. (1922–1939) und Pius XII. (1939–1958). Pius XI. verurteilte durch seine 1937 verkündete Enzyklika *Mit brennender*

¹ Zur historischen Biografik jüngst Wolfram Pyta, *Biographisches Arbeiten als Methode*. 1. Geschichtswissenschaft, in: *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*, hrsg. von Christian Klein, Stuttgart 2009, S. 331–338, hier besonders S. 333–338; Thomas Etzemüller, *Biographien. Lesen – erforschen – erzählen* (Historische Einführungen 12), Frankfurt a. M. 2012, bes. die einleitenden Ausführungen S. 7–24.

² Vgl. zum Papsttod und der medialen Aufbereitung zuletzt die Potsdamer Dissertation von René Schlott, *Papsttod und Weltöffentlichkeit seit 1878. Die Medialisierung eines Rituals* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen 123), Paderborn [u.a.] 2013, hier S. 45–77.

Sorge die Ideologie des Nationalsozialismus.³ Die Diskussionen um den Pontifikat Papst Pius' XII. brauchen hier kaum dargelegt zu werden. Sein Verhalten während des Zweiten Weltkriegs wird wohl noch längere Zeit für Diskussionen in der Forschung sorgen, und das nicht nur durch das 1963 veröffentlichte Theaterstück *Der Stellvertreter* des erst kürzlich verstorbenen Ralf Hochhuths.⁴

Aber zurück zu Pius IX.: Nur den wenigsten, selbst bestinformiertesten Kirchenhistoriker*innen wird der vollständige bürgerliche Name dieses italienischen Papstes im Gedächtnis sein, Giovanni Maria Giovanni Battista Pietro Pellegrino Isidoro Mastai Ferretti, der am 13. Mai 1792 in Senigallia, an der Adria in der Provinz Ancona, geboren wurde. Giovanni Maria erblickte als „neuntes und letztes Kind des Grafen Girolamo Mastai Ferretti und seiner Ehefrau Caterina Solazzi di Fano“ (S. 20) das Licht der Welt. Der schon seit seiner Kindheit – wohl ausgelöst nach einem Sturz 1797 in einen Brunnen – an Epilepsie leidende Giovanni Maria begann 1816 sein Studium der Theologie und des Kirchenrechts am Collegium Romanum. Zwei Jahre später empfing er die niederen Weihen, 1820 zunächst die Diakonats- und kurze Zeit danach die Priesterweihe. Nach einer zweijährigen Chile-Reise wurde er 1827 vom neuen Papst Leo XII. zum Erzbischof von Spoleto ernannt. Aus nicht näher eruierbaren Gründen, zunächst aufgrund einer Flucht vor Unruhen in Spoleto, wurde Mastai Ferretti Bischof von Imola. 1846 wurde er zum Papst gewählt und erreichte mit einem bis zum 7. Februar 1878 währenden Pontifikat, das bisher längste nachweisbare seiner Art (fraglich ist, ob der erste Papst, Petrus, eine längere ‚Regierungszeit‘ hatte).

Hubert Wolf gliedert seine Biografie in neun Kapitel, eingerahmt von einem Pro- bzw. Epilog. In chronologischer Weise nähert er sich ‚seinem‘ Protagonisten, wobei er – gemäß den Usancen einer modernen Biografie – nicht eine Aneinanderreihung von Fakten präsentiert, sondern diese in den historischen (kirchenpolitischen) Kontext integriert. Eindeutig ist Wolfs Studie einer breiten Öffentlichkeit gewidmet, denn er verzichtet auf eine unnötige Darlegung vieler kirchenrechtlicher Termini. Vielmehr erklärt er auf einfache Art stets die Problematik, verzichtet dabei aber zu keiner Zeit auf seine persönliche Wertung, die meist zuungunsten des Papstes ausfällt. Gerade in charakterlicher Hinsicht wäre Pius eine schwierige Persönlichkeit gewesen, zu Jähzorn, Ungerechtigkeit und Starrsinn neigend, gleichwohl von tiefer Frömmigkeit. Wie zwiespältig das Urteil ist, zeigt schon der Ablauf der Beisetzung in der Krypta von San Lorenzo, die erst drei Jahre später durchgeführt werden konnte. „Der Leichenwagen wurde mit Steinen beworfen, und eine Gruppe Demonstranten versuchte, den Sarg in den Tiber zu stürzen.“ (S. 305f.).

Kleinteilig ist die Biografie nicht zwingend, es werden eher schlaglichtartig verschiedene besondere Momente der Kirchengeschichte und des Lebens Mastai Ferrettis geschildert. Etwas bedauerlich ist, dass zu Beginn kein Kapitel über die Quellen- und Forschungslage vorgeschaltet ist. Da Wolf zwar eine Biografie für das breite Lesepublikum verfasste, aber dennoch auch für Fachkreise sicherlich Interesse wecken wollte, wie alleine der umfangreiche Anmerkungsapparat zeigt, wäre dies wünschenswert. Wolf verwendet keine neuen Quellen aus dem Archiv – die sind zumeist bei diesem Pontifi-

³ Vgl. zuletzt die ausführliche Studie zu Papst Pius XI. von David I. Kertzer, *Der erste Stellvertreter. Pius XI. und der geheime Pakt mit dem Faschismus*. Aus dem Englischen übersetzt von Martin Richter, Darmstadt 2016, speziell zur Enzyklika exemplarisch Thomas Brechenmacher, *Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“ als Höhe- und Wendepunkt der päpstlichen Politik gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland*, in: Christen und Nationalsozialismus. Andechser Betrachtungen, hrsg. von Rupert Graf Strachwitz, München 2011, S. 26–74; Peter Rohrbacher, *Die Enzyklika „Mit brennender Sorge“*, Zollschan, Pacelli und die Steyler Missionare, in: *Römische Quartalschrift für Christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte* 109 (2014), S. 198–225.

⁴ Vgl. beispielsweise Thomas Brechenmacher, *Der Papst und der Zweite Weltkrieg*, in: *Katholische Kirche und Nationalsozialismus. Kontroversen und Debatten*, hrsg. von Karl-Joseph-Hummel/Michael Kißener, Paderborn [u.a.] 2009, S. 179–195.

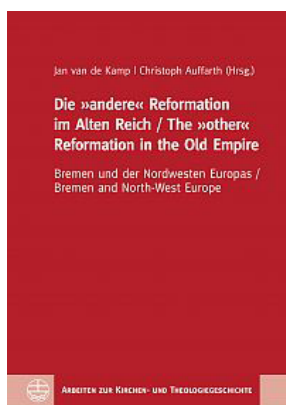
kat auch schon ausgewertet –, sondern widmet sich den gedruckten Quellen und der Forschungsliteratur.

Insgesamt ist die exemplarische Behandlung des Pontifikats auf einen geringeren, dadurch leserfreundlichen Umfang nicht zu vermeiden, aber manchmal wirken die kirchenhistorischen Darstellungen doch etwas zu ausführlich und zu abseitig vom eigentlichen Untersuchungsgegenstand. Insbesondere ist dies in den Kapiteln drei und vier zu monieren, wo er ausführlich die theologischen ‚Strömungen‘ des beginnenden 19. Jahrhunderts ausführt (Stichwort Ultramontanismus, Rolle der katholischen Kirche). Dagegen werden einige durchaus interessante Episoden, wie der deutsche ‚Kulturkampf‘, nur ganz peripher gestreift. Otto von Bismarck findet so kaum Erwähnung.

Die Stärke des Buches sind die Schilderungen in den kirchenrechtlichen Fragen, gerade die Darstellung der Papstwahl Pius', des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariens (1854), das Erste Vatikanische Konzil, die Unfehlbarkeitsdebatte und die Abspaltung der Altkatholiken werden auf höchstem Niveau präzise und detailliert ausgebreitet. Dass Papst Pius seine Un-

fehlbarkeit wohl schon vor dem Konzil erkannt hatte, wird offensichtlich, wenn Wolf den Verlauf der Diskussion um das Dogma der Unbefleckten Empfängnis, die im hohen Mittelalter erst nach und nach aufkam (S. 194), analysiert. Trotz gegenteiliger Gutachten hielt er so lange an seinem Vorhaben fest, bis es durchgesetzt wurde. Ähnliches ist auch bei der Unfehlbarkeitsdebatte zu beobachten, wo sogar der Erzbischof von München und Freising, Gregor von Scherr, vorläufig abreiste, damit er den Papst nicht brüskieren musste.

Sinnvoll ist am Ende des Buches die Zeittafel, um die wichtigsten Etappen der Biografie in Kurzform nachzuvollziehen. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis (selbstverständlich nur mit in Auswahl präsentierter Literatur) sowie ein Personenregister runden die Studie ab. Trotz der Kritikpunkte, gelingt es Wolf ein gelehrtes, teilweise spannendes Buch zu schreiben, dem eine große Verbreitung sicher sein wird. Das Buch ist in jedem Fall ein Plädoyer, sich näher mit der Kirchen- und Papstgeschichte auseinanderzusetzen, um auch heutige kritische Fragen der Kirche aus ihrem Entstehungsprozess her zu verstehen. (TB)



Jan van de Kamp, Christoph Auffahrt (Hg.), Die „andere“ Reformation im Alten Reich. Bremen und der Nordwesten Europas (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 53), Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2020. ISBN 978-3-374-06438-0. 478 S.

In der deutschen Reformationsgeschichtsschreibung nimmt Bremen keine prominente Stellung ein, obwohl sich hier spannende

aus den Niederlanden die reformierte Konfession durch, während das Erzbistum die lutherische Konfession annahm. Trotzdem kann die Stadt letztlich als multikonfessionelle, ja sogar als eine ausdrückliche „Exilstadt“ (Heinz Stoob) beschrieben werden, wo auch Mennoniten, Remonstranten, Quäker und Juden, durchaus übrigens auch Katholiken, toleriert wurden. Dieser Pluralismus ist von der Stadtgeschichte – wohl auch zu recht – stets stolz betont worden. Vielleicht schon seit 1554 schmückte hier die Inschrift „Conserua, Domine, hospitium ecclesiae tuae“ („Behüte, Herr, die Flüchtlinge deiner Kirche“) eines der Stadttore. Die spannende

europäische Verflechtungen zeigen lassen. Der vorliegende Tagungsband ändert das und leuchtet die Dimensionen bremischer Reformationsgeschichte, die immer auch ein Stück nordwesteuropäischer Geschichte war, gründlich aus. In der Stadt Bremen setzte sich, trotz der frühen Anwesenheit Wittenberger Reformier, unter Einflüssen vor allem

Frage allerdings, inwieweit es sich bei der Betonung der bremischen Gastfreundschaft zumindest in Teilen um eine bewusst inszenierte Erinnerungskultur handle, bespricht Mirjam van Veen. Auch sonst machen die Effekte dieser Offenheit sowohl für das Reformationsgeschehen in Nordeuropa als auch für die Stadtentwicklung (nicht nur in konfessioneller, sondern ebenso in kultureller und ökonomischer Hinsicht) einen der Schwerpunkte dieses Bandes aus. Besonders fruchtbar sind dabei die vergleichenden Perspektiven, die viele Beiträge des Bandes aufmachen. Ruth Schilling etwa zeigt, wie mittels symbolischer Kommunikation die „fragile Gemeinschaft“ zwischen Rat, Stadtgemeinde und Geistlichkeit in Bremen, Hamburg und Lübeck um 1600 nicht nur inszeniert, sondern geradezu erst ins Werk gesetzt wurde. Und Frank van der Pol zieht spannende Vergleiche zwischen Bremen und Kampen – beides reformierte Hansestädte. Einen zweiten Schwerpunkt machen die politischen Verbindungen der Stadt und das Handeln des Bremer Rates angesichts relativer konfessioneller Isoliertheit im Norden des Reiches selbst aus. Der Leiter des Bremer Staatsarchivs, Konrad Elmshäuser, beleuchtet etwa die Rolle der Stadt in der protestantischen Unionspolitik vor dem Dreißigjährigen Krieg. Und der hier posthum veröffentlichte Beitrag von Johannes Göhler zeigt, wie die stadtbremische Herrschaft über Lehe und das Amt Bederkesa angesichts der Spannung zwischen reformiertem Rat und lutherischen Beherrschten funktionierte. Ein dritter Schwerpunkt fokussiert mehr die theologischen als die im weiteren Sinne (religions-)politischen Fragen. Hier zeigt sich insbesondere der Mittelweg, den die reformierte stadtbremische Theologie im Norden des Alten Reiches einnahm und welche Aus-

strahlungen sie wiederum in den Westen, vor allem in die Niederlande, hatte. So stellt etwa Erik A. de Boer den Remonstranten Thomas Goswinus vor, der nach dem Studium am reformierten Bremer Gymnasium illustrierte die vermittelnde reformierte Theologie seines dortigen Lehrers Christoph Pezel verteidigte. Auf der Dordrechter Synode von 1618/19 allerdings konnte die bremische Position keinen wesentlichen Fußabdruck hinterlassen, obwohl sie mit dem wichtigen Ireniker Ludwig Crocius beschickt wurde.

Vorangestellt ist den Einzelbeiträgen neben einer Einleitung, die knapp die Tagung und die einzelnen Beiträge zusammenfasst eine überarbeitete Fassung der Einleitung zu Gerald Dörners einschlägigem Band der *Evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts* (2016, S. 351–401). Das ist eine ziemlich gelungene Idee, denn so bietet der Band neben vielen naturgemäß sehr unterschiedlich gewichteten und unterschiedlich tiefgehend ausgearbeiteten Neuigkeiten auch einen soliden und systematischen Überblick über Entwicklung und Forschungsstand der Bremer Kirchengeschichte im Reformationsjahrhundert.

Hier und da merkt man den Beiträgen an, dass es sich um Vortragsmanuskripte handelt – selbst übrigens der Einleitung (S. 17), die aber dankenswerterweise ebenso Impulse aus der Abschlussdiskussion aufnimmt (S. 30f.). Manche englischen Übersetzungen wirken etwas holprig (etwa „life-world“ für „Lebenswelt“ sogar in einer Sektionsüberschrift) und hätten ein muttersprachliches Lektorat sicher vertragen können. Aber letztlich ist das alles Kosmetik, die nichts geschadet hätte, aber deren Fehlen der Substanz des Bandes auch nicht wirklich etwas anhaben kann. (HK)



Klaus Militzer, Verwaltete Herrschaft. Die kurkölnischen Residenzen im Spätmittelalter (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein. Neue Folge 4), Wien u. a.: Böhlau, 2019. ISBN 978-3-412-51569-0. 348 S., 11 Abb.

Der vorliegende Band stellt den Abschluss der seit 1982 dauernden, jedoch vielfach unterbrochenen Beschäftigung Klaus Militzers mit dem

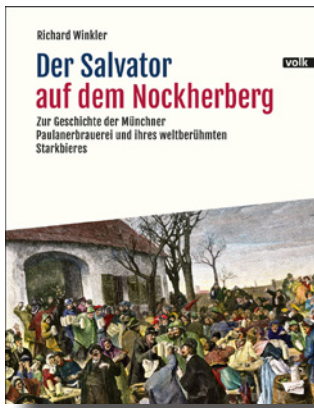
Thema der kurkölnischen Residenzen dar. Militzer bezieht sich, wie in der recht knappen Einleitung dargelegt wird, vor allem auf die Ansätze Hans Patzes, Klaus Neitmanns, erwähnt Peter Moraws und Wilhelm Janssens Stellungnahmen dazu; die neuere Forschung jedoch bleibt bedauerlicherweise größtenteils außen vor: „Der Diskurs verläuft nicht mehr so, wie die Auseinandersetzungen seit den Aufsätzen von Hans Patze oder Klaus Neitmann verlaufen sind. Es hat vielmehr Kritik und andere Stellungnahmen gegeben, auf die in den folgenden Seiten nur am Rand eingegangen werden soll.“ (S. 12/13).

Der Einleitung folgt die Vorstellung der verwendeten gedruckten und ungedruckten Quellen und der Bearbeitungsgrundsätze. Dem eigentlichen Thema, der beginnenden Residenzbildung im rheinischen Teil Kurkölns und im Herzogtum Westfalen, geht ein fast genauso umfangreicher Teil voraus, der das kurkölnische Territorium, den Hof in Kurköln mit seinen Mitgliedern, den Ämtern und der Kanzlei, die erzbischöfliche Kurie sowie die Verwaltung im rheinischen Teil Kurkölns und in Westfalen teils sehr kleinteilig beschreibt. Die ausgewählten Residenzen werden dann einzeln vorgestellt, wobei jeweils das Itinerar der Erzbischöfe als Ausgangspunkt und als Auswahlkriterium diene. Der Verfasser beschränkt sich auf die Behandlung der rheinischen Residenzen in Bonn, Poppelsdorf (Wasserburg mit Tierpark und wichtigem Archiv), Bad Godesberg (Burg, Landzollstätte, Gefängnis und Archiv), Brühl und Köln sowie die westfälischen Orte Soest und Arnsberg. Letztendlich bleibt die Auswahl für manche und gegen andere Orte schwer nachvollziehbar. Beispielsweise

ist die Erklärung dafür, dass Lechenich und Zons nicht berücksichtigt wurden, weil es dort kein Archiv gab und weil sie vor allem im 14. Jahrhundert häufiger besucht wurden, nicht recht überzeugend, wenn an anderer Stelle (etwa S. 105f.) betont wird, dass auch Mitte des 15. Jahrhunderts manche Erzbischöfe dort sehr häufig anwesend waren, und zudem auch in Arnsberg weder Archiv oder Kanzlei noch Grablege anzutreffen waren. Zudem wurden auch Köln, das „nicht als erzbischöfliche Residenz anzusprechen ist“ (S. 263) und Soest in den Katalog aufgenommen, das zwar Potential zur Residenzbildung besaß, aber in der Soester Fehde von 1444 bis 1449 endgültig verlorenging und gleichfalls weder Archiv noch Kanzlei besaß und wo die Residenzbildung deshalb ebenfalls abgebrochen wurde.

Der Band schließt mit einer recht lustlos zusammengeschriebenen und wenig hilfreichen Zusammenfassung, einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis, gefolgt von einem Personen- und Ortsnamenregister.

Insgesamt handelt es sich bei diesem Band um eine große Materialsammlung insbesondere zum kurkölnischen Hof und der kurkölnischen Verwaltung. Die vorgestellten Landschaften und Orte werden bis in Details, vor allem auch in Bezug auf ihre siedlungs- und wirtschaftsgeografischen Eigenheiten sowie ihre historische Entwicklung vorgestellt. Auf die kurkölnischen Residenzen, Protoresidenzen, abgebrochenen Residenzbildungen (so ganz kann der Verfasser sich oft nicht entscheiden, worum es sich jeweils handeln soll) an sich wird nur auf einem Bruchteil der Seiten eingegangen. Dies liegt größtenteils in der Überlieferung und der Tatsache begründet, dass sich eigentliche Residenzen eben erst nach dem hier behandelten Zeitraum herausbildeten. Doch wäre aus diesem Grund entweder die Wahl eines anderen Titels oder ein anderer zeitlicher Zuschnitt für das Buch wünschenswert gewesen. (MG)



Richard Winkler, Der Salvator auf dem Nockherberg. Zur Geschichte der Münchner Paulanerbrauerei und ihres weltberühmten Starkbieres, München: volk, 2020. ISBN 978-3-86222-365-7. 304 S., zahlr. Abb.

Richard Winkler hat 2016 bereits eine Geschichte der ebenfalls Münchner Löwenbrauerei (1818–2003) vorgelegt.

Jetzt also Salvator. Wer noch die 1984 erschienene Festschrift der Brauerei im Regal hat, wird die sehr ansprechende und solide Ausstattung dieser neuen Forschungsarbeit zu schätzen wissen: Der dicke Band auf gutem Papier mit starker Bindung wird noch etwas halten, während die 84er-Festschrift mittlerweile ihre Bindekraft verliert. Wichtiger aber noch: Während die Festschrift gänzlich ohne Anmerkungen, ja sogar ganz ohne Quellen- und Literaturangaben auskam, hat Winkler sich als Archivar in sein Metier begeben und schreibt auf breiter archivalischer ebenso wie Literaturgrundlage.

Der reich und qualitativ hochwertig illustrierte Band geht chronologisch durch die Geschichte der berühmten Brauerei bis in die Gegenwart. Zwei Schwerpunkte ziehen sich durch die Darstellung: Einmal ein spezifisch wirtschaftshistorischer, der mit viel Zahlenmaterial aufwarten kann, das im Anhang auch noch einmal tabellarisch zusammengestellt worden ist. Das ist verdienstvoll für spätere Generationen. Zum anderen nimmt Winkler immer wieder die Konsument*innen in den Blick, fragt nach der Wirkung des starken Gerstensaftes und betrachtet vor allem Biergarten, Salvatorkeller und die spätestens seit den späten 1970er Jahren durch Fernsehübertragung tatsächlich „weltberühmten“ Anstichzeremonien. Was darüber etwas verloren geht, sind größere Kontexte – seien es allgemeinere historische, seien es die Verbindungen zur Entwicklung der bayerischen, deutschen oder internationalen Brauwirtschaft. Aber man kann eben auch nicht alles haben und letztlich hat der

Autor jedes Recht, solche Entscheidungen über Schwerpunkte zu treffen.

Etwas bedauerlich sind aber doch zwei Entscheidungen: Das eine betrifft die Zeit des Nationalsozialismus, die wieder einmal – wie so oft in Firmen- oder Ortsgeschichten – bloß als Annex zu *Höhen und Tiefen* (anderswo heißen solche Kapitel oft „Die schwere Zeit“ oder ähnliches) erscheint. Zwar konzidiert Winkler, dass die Reden beim Salvatoran- stich schon „in den 1920er Jahren [...] politische Bezüge“ enthielten – welche, wird nicht gesagt – und dass der Anstich nach 1933 „entschieden braune Züge“ annahm (S. 176). Das war’s dann aber auch schon. Den Vorstandsmitgliedern wird bescheinigt, dass sie niemals „als Nazisympathisant besonders in Erscheinung“ traten (S. 177). Nur ein wenig mehr Kontext zur allgemeineren Münchner Biergeschichte, in der sich Winkler ja bestens auskennt, wäre hier sicher gut gewesen, zumal das Bier und die Frage von Brauereivereinigungen ja durchaus ihren Platz im Plan Hitlers hatten, München zur „Hauptstadt der Bewegung“ auszubauen. Diese ganze Zeit vor und während des Krieges wird aber allerknappstens und nur mit einigen allgemeinen Betriebskennzahlen behandelt. Fraglos lesenswert dagegen sind die Rekonstruktionen zum Trinkverhalten und zur Regulation des Trinkens unter dem Regime (S. 172ff.).

Der zweite Kritikpunkt betrifft eine vollständige Leerstelle: Was nämlich in der 84er-Festschrift noch unangenehm naiv durch exotisierende Fotos (Burger, *350 Jahre Paulaner-Salvator-Thomasbräu AG*, 1984, S. 27f.) von der „Bierhochzeit“ mit Thomasbräu wenigstens angedeutet wurde, kommt bei Winkler gar nicht vor: dass auch die Brauerei unter Franz Xaver Zacherl eine koloniale Vergangenheit hatte. Welche, und ob sie vielleicht auch ganz belanglos war und zu Recht keiner tieferen Betrachtung wert, ist kaum zu sagen, gerade weil sie in der älteren

ebenso wie in der jetzt vorliegenden neuen Firmengeschichte kaum bzw. gar nicht angesprochen wird. Das ist bedauerlich, gerade weil Winkler so gründlich Archivarbeit betrieben hat und so rasch wohl keine neue Firmengeschichte folgen wird, die diese Leer-

stelle aufholen könnte. Wer „weltberühmt“ schon im Titel sagt, sollte diese Welt hier und da auch einmal thematisieren – und nicht nur in Absatzzahlen. Das bleibt – auch in weniger problematischen Kontexten – leider weitgehend aus. (HK)



Bernd Schneidmüller (Hg.), König Rudolf I. und der Aufstieg des Hauses Habsburg im Mittelalter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2019. ISBN 978-3-534-27125-2. 526 S., 57 Abb.

Vom 11. bis 13. April 2018 veranstaltete die „Europäische Stiftung Kaiserdom zu Speyer“ eine Tagung anlässlich des 800. Geburtstages König Rudolfs I. von Habsburg, der

am 1. Mai 1218 stattgefunden hätte. Der vorliegende Band enthält die bei dieser Gelegenheit von 20 Referenten vorgetragenen Beiträge.

Ausgehend von der Persönlichkeit König Rudolfs, dessen Würdigung selbstredend an erster Stelle steht, möchte der Band nicht nur „seinen Aufstieg zum Königtum in die Geschichte des 13. Jahrhunderts einbetten“ (S. 2), sondern auch das besondere Verhältnis Speyers zu den habsburgischen Königen beleuchten und den Aufstieg des Hauses Habsburg zur Weltmacht vom 13. Jahrhundert bis zu Karl V. († 1558) in den wichtigsten Etappen nachvollziehen. Dabei wird betont, dass dieser Aufstieg weder zwingend noch im 13. Jahrhundert voraussehbar gewesen ist, sondern es zunächst Unterbrechungen und Rückschritte auf dem Weg zur frühneuzeitlichen Dauerherrschaft der Habsburger gegeben hat.

Die Darstellungen werden durch zahlreiche Schwarz-Weiß-Abbildungen im Text illustriert, eine Auswahlstammtafel (S. 486/487) und ein Namensregister helfen, den Überblick über die Familienbeziehungen zu behalten, und erleichtern den Zugriff auf die Inhalte der einzelnen Beiträge.

Mit Rudolf I. endete 1273 das so genannte Interregnum, das zwar keine Zeit ohne König war, aber eine Zeit, in der sich viele, auch ausländische, Bewerber um die Krone stritten und jeweils nur für kurze Zeit regierten. Indem sich die Kurfürsten 1273 für einen Grafen, nicht für einen Fürsten entschieden, wurde das deutsche Königtum „endgültig zum Handlungsfeld des deutschen Adels“ (S. 4). Die berühmte Heiratspolitik der Habsburger begann bereits mit Rudolf I., der für seine zahlreichen Kinder nach der Krönung vorteilhafte Eheverbindungen knüpfen und so auch seine eigene Position stärken konnte. Dass er nach seinem Sieg über Ottokar von Böhmen seine Söhne als Herzöge in Österreich, Krain, Kärnten und in der Windischen Mark einzusetzen vermochte, verschaffte ihm zusätzlichen Rückhalt. Neben der Beschreibung, wie Rudolf I. sich in seiner Stellung als König gegenüber den Reichsfürsten behaupten konnte, wobei er geschickt die Kurfürsten einband und mit dem erneuerten Reichslandfrieden an die Politik der Staufer anknüpfte, wird deutlich gemacht, welche Rolle für Rudolf und die Habsburger die Klöster und die Bettelorden bei der Förderung ihrer Memoria und bereits bestehende Städte beim Ausbau ihrer Familienterritorien spielten, dass dafür aber ebenso die Urkundenproduktion und die Chronistik genutzt werden konnten. Auch die Persönlichkeit Rudolfs wird nicht vernachlässigt, der als demütig und bescheiden, vor allem im Vergleich mit König Ottokar von Böhmen, galt. Die wechselnde Einschätzung seiner Person und Politik im Verlauf der Jahrhunderte wird angesprochen, und

König Rudolf wird auch als Mensch in den vielen kleinen Geschichten erkennbar, die von mittelalterlichen Chronisten über ihn aufgezeichnet wurden.

Die Bedeutung der Reichskleinodien für den Beginn und des Doms zu Speyer für das Ende der Herrschaft Rudolfs, wie auch für sein Nachleben, wird betont. In diesem Zusammenhang wird ausführlich auf die auf dem Buchumschlag abgebildete mittelalterliche „Grabplatte“ Rudolfs I. im Speyerer Dom (bei der es sich vermutlich um ein Epitaph handelt), auf ihre Herkunft und insbesondere auf die mit ihrer Restaurierung bzw. Überformung im 19. Jahrhundert verbundenen Probleme für die Forschung eingegangen. Speyer als Memorialort nicht nur für Rudolf I., der an die dortige Grablegetradition der Salier und Staufer anknüpfte, obwohl bereits verschiedene habsburgische Familiengrablegen existierten, steht im Zentrum mehrerer Beiträge, die sich mit Grablege und Skulptur sowie den Patrozinien im Dom, aber auch mit den Beziehungen zur Stadt und den „Habsburgern im Museum“ befassen.

Eine Darstellung der habsburgischen Geschichte im Mittelalter wäre unvollständig, ohne die Beleuchtung ihrer Strategien

der Machterweiterung und Herrschaftsstabilisierung in Österreich seit dem 13. Jahrhundert, in der Schweizer Eidgenossenschaft und am Oberrhein, oder die Vorstellung der beiden habsburgischen Universitätsgründungen in Wien (1365) und Freiburg im Breisgau (1455/1458). Chancen und Schwierigkeiten bei der Sicherung der Dynastie und der Aushandlung von Eheverbindungen samt einer Übersicht über gescheiterte und verwirklichte Eheprojekte der Habsburger sind ein weiterer wichtiger Aspekt des Themas „Herrschaftssicherung“, der behandelt wird. Der gut lesbare und vielseitige Band schließt damit, dass er die Habsburger auf ihrem Weg zur Weltmacht und in den Westen Europas um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert begleitet, wobei erneut Heiratsverbindungen eine wichtige Rolle spielten. Veränderungen in der Wahrnehmung des Kaisertums im Spätmittelalter werden angesprochen, Überlegungen zur Vergleichbarkeit der Habsburger- und der Luxemburger-Dynastien angestellt, außerdem Österreich, Ungarn und Böhmen im 15. Jahrhundert ebenso wie die Beziehungen Habsburgs zu den Osmanen betrachtet, auf Türkenkriege, päpstliche Kreuzzugspläne und den Fall Konstantinopels ein Blick geworfen. (MG)

Berichterstatter*innen dieser Ausgabe:

- AM = Alexander Meeus, Universität Mannheim
- AS = Alexander Sigelen, Technoseum Mannheim
- BBG = Benedikt Bego-Ghina, Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim
- CL = Christoph London, RWTH Aachen
- CM = Christian Mann, Universität Mannheim
- GJ = Gerd Jüttemann, Technische Universität Berlin
- HK = Hiram Kümper, Universität Mannheim
- JB = Jonas Brosig, Universität Mannheim
- KK = Kira Keßler, Universität Tübingen
- LO = Lea Oberländer, Universität Mannheim
- MG = Monika Gussone, Universität Mannheim
- MM = Melanie Meaker, Universität Mannheim
- MS = Maike Sambass, Universität Mannheim
- MSch = Matthias Schrör, Emilie und Hans Stratmans-Stiftung Geldern
- SG = Simon Groth, Goethe-Universität Frankfurt/Main
- TB = Timo Bollen, Universität Potsdam
- TN = Thomas Nicklas, Universität Reims
- WR = Wilfried Rosendahl, Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim